Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

David Friedrich Strauß und die Theologie seiner Zeit

Hausrath, Adolf

Heidelberg, 1876

Drittes Buch. Der Leben-Jesu-Streit.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-8435

Visual Library

Drittes Buch.

Der Leben-Jesu-Streit.

I. Zugelebt und verlebt.

1. Abgesetzt und versetzt.

Als die württembergische Regierung gegen Strauß einschritt, lag der zweite Band des Lebens Jesu noch nicht vor. Allerdings ließ sich voraussehen, daß ein Buch, das die Rechnung so angesetzt hatte wie dieses, zu einem ausschließlich negativen Ergebniß gelangen werde. Die radicalen Rathschläge des jungen Schriftstellers in Betreff des geistlichen Amtes waren dagegen keineswegs vorherzuberechnen, im Gegentheil führte Strauß noch im Juli der Behörde gegenüber den Beweis, daß Anhänger seines Buchs im Kirchendienst eben so gut eine segensreiche Wirksamkeit finden könnten als anderweite Rationalisten. Erst unter dem Eindruck der erfahrenen Mißhandlung schrieb er jene Schlußworte seines zweiten Bands, die eine indirecte Aufforderung zum Austritt aus dem Kirchendienst sind und der Behörde die Worte in's Angesicht werfen, daß es derer bereits genug gebe, die ihre wahre Meinung verbergen, so daß man sich nicht zu bemühen brauchte ihrer mehrere zu machen. „Aber auch deren gibt es noch, schließt er mit edlem Stolze, welche unerachtet solcher Anfechtungen doch frei bekennen, was nicht mehr verborgen werden kann — und die Zeit wird lehren, ob mit diesen oder jenen der Kirche, der Menschheit, der Wahrheit besser gedient ist".

In der That war das Verfahren, das von Seiten der Vorgesetzten gegen Strauß eingeschlagen wurde, ganz geeignet, ihn mit bitterster Menschenverachtung zu erfüllen. Bei der großen Beliebtheit, deren sich Strauß im Stift als ältester Repetent und bester Lehrer erfreute, ging sein Buch natürlich nicht unbeachtet an den Tübinger Studenten vorüber. So wurden die Meinungen der Freunde von Strauß der Welt zuerst durch eine rühmende Anzeige des großen literärischen Ereignisses im Schwäbischen Merkur kund, die auch den Anlaß abgeben sollte, daß der mit Steudel befreundete[1], unter die Häupter des schwäbischen Supranaturalismus zählende, Studien-Director Flatt gegen Strauß einschritt. Die Vorrede des Buchs datirt vom 24. Mai 1835, das Buch wird also zu Anfang Juni in den Buchhandel gekommen sein und bereits am 11. Juni 1835 unterzeichnete Flatt einen Erlaß, der das Absetzungsverfahren gegen Strauß einleitete. Uebereilter und kopfloser ist mithin kaum je eine Behörde in einen großen Handel hineingefallen als hier der württembergische Studienrath[2]. Kaum hatten die Blätter die Kunde von dem Inhalt des Buchs gebracht, so lief ein Erlaß des Königlichen Studienraths ein des Inhalts: schon die Ankündigung der Schrift des Repetenten Strauß „das Leben Jesu" in dem schwäbischen Merkur[3] habe die Aufmerksamkeit des Königl. Studienraths vorzüglich darum erregen müssen, weil man von derselben nur einen ungünstigen Eindruck auf einen großen Theil des Publicums habe erwarten können. Es könne nicht fehlen, daß sich Vielen die Frage aufdränge: ob ein Repetent, der den größten Theil der evangelischen Geschichte für unächte und mythische Darstellung erkläre, und somit die geschichtliche Grundlage des Christenthums untergrabe, geeignet sei, die theologischen Studien der künftigen christ-

[1] Tüb. Zeitschr. für Theol. 1838. S. 17. — [2] Die obige actenmäßige Darstellung des Vorgangs durch Baur findet sich bei Klüpfel, Univ. Tüb. 1849. S. 410 f. — [3] Der Artikel findet sich im Schw. Merkur 1835, Nr. 153, Schwaben, S. 682, enthält aber nur die aus einigen Sätzen des Buchs zusammengestellte Mittheilung, daß die Evangelien nicht auf historischem Boden ständen.

lichen Religionslehrer des Volkes zu leiten und zu beaufsichtigen. Dieser Anstoß lasse sich nicht hinwegräumen, wenn gleich der Inhalt der Schrift selbst, (welcher abgesehen von ihrer Tendenz in der That unter der Erwartung stehe, wozu die Talente und Kenntnisse des Verfassers zu berechtigen schienen,) so beschaffen sei, daß es keinem wahrheitsliebenden und wahrheitssuchenden Seminaristen schwer werden könne, seine besseren Ansichten und Ueberzeugungen gegenüber von den unhaltbaren, oft beinahe aus der Luft gegriffenen Ideen dieser Schrift zu sichern und festzuhalten. Indessen komme hier auch noch der Umstand in Betrachtung, daß es als anstößig und unzulässig erscheine, wenn der Verfasser dieser Schrift bei seinen öffentlichen Prüfungen und bei seinen Aeußerungen über die Aufsätze der Seminaristen, die in seiner Schrift niedergelegten Ansichten, welche er nicht werde verläugnen können und wollen, wiederholt ausspreche. Dabei würde es sich doch nicht verhüten lassen, daß einzelne unwissendere und trägere, zum eigenen Prüfen nicht geneigte und gern auf Auctoritäts-Glauben sich stützende Seminaristen, sich die Ideen dieser Darstellung des Lebens Jesu aneignen, somit in ihren künftigen Beruf als Volks- und besonders auch als Jugendlehrer mit einer Befangenheit eintreten, welche sie mehr oder weniger unfähig mache, den geschichtlichen Stoff der evangelischen Geschichte auf eine anregende und fruchtbare Weise in ihren Vorträgen und Katechisationen zu benützen.

Wenn auf solche Erwägungen ein Verfahren gegen Strauß eingeleitet wurde, so mußte jeder billig Denkende doch fragen, ob es denn auch nur möglich war, sich über eine Frage wie diese, die zudem die ganze Zukunft eines Mannes, ja einer Richtung präjudicirte, in so kurzer Frist ein wohlerwogenes Urtheil zu bilden? Das 46 Bogen starke Buch, hatte der Referent höchstens acht Tage in Händen. Von einer wirklichen Würdigung desselben konnte nach so flüchtiger Einsicht gar nicht die Rede sein und so ist dem großen Supranaturalisten die Albernheit zugestoßen, daß er die Beschaffenheit eines Werks, das die theologische Welt umgekehrt hat, tief unter der Erwartung findet, zu der die Talente und Kenntnisse des

Verfassers zu berechtigen schienen. Um nun aber nicht zuzugestehen, daß man doch von dem unbedeutenden Buche großen Schaden fürchte, bezieht sich der hohe Erlaß auf seine Pflicht, auch trägere, zum eigenen Prüfen nicht geneigte Seminaristen vor Nachtheil zu hüten. Es ist fast, als sollte damit die Eitelkeit der jungen Leute im Interesse der Kirche in's Spiel gezogen werden! Wer zu Strauß hält, der gehört unter die Trägen, der Prüfung Abgeneigten, Auctoritätsgläubigen! Wer das Buch verwirft, erhält es dagegen hier in hohem Erlaß schriftlich, daß er zu den wahrheitsliebenden und wahrheitssuchenden Besseren zähle. Indem so der Erlaß pädagogisch die Klippe zu umschiffen meint, Strauß durch Maßregelung den jungen Leuten noch interessanter zu machen, geschieht ihm Eines, was einem amtlichen Actenstücke niemals zustoßen sollte — er wird beleidigend, und was noch schlimmer ist, er wird lächerlich. Beleidigend, denn keine amtliche Aeußerung ist befugt, die literärische Arbeit eines Untergebenen als ein Machwerk für Unwissende und Träge zu bezeichnen, da dieser Untergebene nicht in der Lage ist, auf solche herabsetzende Urtheile entsprechend zu antworten; lächerlich, insofern nach wenigen Monaten schon ganz Europa von der Schrift sprach, die ein Herr von Flatt so tief unter höchst seiner Erwartung findet. Am Schlusse dieses monumentalen Actenstücks wurde denn das Inspectorat des Stifts zu einer, mit Zuziehung der außerordentlichen Mitglieder Baur und Schmid anzustellenden, Berichterstattung aufgefordert.

Der Bericht wurde unter dem 20. Juni eingereicht und macht im Ganzen dem Charakter des Lehrercollegiums alle Ehre. Er erkennt zunächst vollkommen an, daß die Frage, um die es sich in dem Buche von Strauß handle, aus dem Entwicklungsgang der protestantischen Theologie hervorgegangen sei. Man müsse darum wünschen, daß derjenige, der diese nun ein Mal vorliegende Frage bearbeite, wie Repetent Strauß das gethan, darum eben so wenig angefochten werde, wie bisher die Vertreter der rationalistischen Ansicht. Man wünsche desgleichen, daß auf die Kirche

in dieser Frage sich keine andere Stellung geben möge, als eine solche, die ihre Zuversicht zu ihrer guten Sache bewähre. Auf der andern Seite — und hier beginnt Steudel zu reden — könne man sich nicht bergen, daß eine Wirksamkeit im Sinne der Strauß'schen Schrift auch ihr Bedenkliches habe, indem sie die Seminaristen zu Ansichten herüberziehe, die mit der Ueberzeugung der Gemeinden im Widerspruch stehen und einen Sinn erzeugen, der sich gestatte „gegen die unumwundene Darlegung der eigenen Ueberzeugung nachsichtiger zu sein". Allein trotzdessen — nimmt Baur das Wort — müßte jede auffallende Form der Versetzung des Repetenten Strauß, auch wenn sie seinen Talenten und seiner seitherigen Laufbahn gerecht werde, bedenklich erscheinen. Jedenfalls aber scheine die Sache so lang noch nicht zur Entscheidung reif, als die Schrift nicht vollständig vorliege. Baur selbst macht zu diesem merkwürdigen Facultätsbericht die Bemerkung: „Das Gutachten ließ deutlich genug durchblicken, daß ziemlich weit auseinanderliegende Ansichten nur mit Mühe zusammengebracht, und in dieser Fassung zu ihrem endlichen Abschluß gekommen waren". In Wirklichkeit darf man sich den Verlauf wohl so vorstellen, daß Sigwart und die drei Theologen Herrn Steudel niederstimmten, daß dann aber Schmid und Kern ihm dazu verhalfen, durch ein paar lamentable Zwischensätze den versöhnlichen Tenor des Ganzen unterbrechen zu dürfen. Allein trotzdem war Steudel äußerst erbittert, daß man ihn in dem Berichte verhindert hatte, „die eigene Individualität in ihrer Bestimmtheit hervortreten zu lassen". So beschloß er diesen jungen Mann, der es als Repetent am Seminar gewagt hatte, „aus seinem Kabinete heraus", die Ansicht des Supranaturalismus, zu der sein Vorgesetzter sich bekannte, als eine veraltete zu bezeichnen, öffentlich abzustrafen. Der Aermste hatte keine Ahnung davon, in welche Hände er damit gerieth. Dieser bescheidene blonde Repetent mit dem Johanneskopf ward jetzt plötzlich ihm gegenüber zum furchtbaren Apoll, der ihn unbarmherzig zum Marsyas machte.

Strauß schrieb es Steudels Einfluß zu, daß das gemäßigte

Gutachten des Inspectorats keine Wirkung übte. Er selbst wurde vom Studienrath zu einer Erklärung über folgende Fragen aufgefordert: Fürs Erste, wie seine Ansichten sich mit dem Berufe eines Religionslehrers, Predigt und Unterricht auf die geschichtliche Grundlage der Evangelien zu gründen, vereinigen ließen? Zum Zweiten, wie sonach sein amtliches Verhältniß zu den Candidaten des Predigtamts mit solchen Ansichten vereinbar sei? Der so in Anfrage Gestellte, setzte in seiner Antwort auseinander[1], seine Schrift sei nicht, wie der Studienrath zu meinen scheine, Folge einer jugendlichen Uebereilung, sondern sie sei der nothwendig gewordene Versuch, eine Frage zu lösen, die der gesammte Entwicklungsgang der Theologie vorgelegt habe. Sowohl die Tendenz der Philosophie, in der evangelischen Geschichte allgemeinere Ideen nachzuweisen, als die Zweifel der Kritik an der Aechtheit der beiden Hauptevangelien, führten auf das Resultat, das er in seinem Buche gegeben habe. Eine so wesentliche Richtung der jetzigen Theologie meine er, dürfe auch an einem Seminar wohl vertreten sein, jedenfalls werde seine Lehrthätigkeit keinen Schaden stiften, der nicht eben so durch das doch nun ein Mal vorhandene Buch gestiftet werden könne. Was die Berechtigung seines Standpunkts im Kirchendienst betreffe, so stehe es damit genau so, wie mit der jener Kantischen Rationalisten, die vom Evangelium auch nichts übrig behielten als den vorbildlichen Jesus von Nazareth, dagegen alles Wunderbare läugneten; nichts desto weniger ständen die Männer dieser Schule in allen Ländern im kirchlichen Amte, davon nicht wenige in anerkannt gesegneter Wirksamkeit. Daß der Rationalist das caput mortuum der Geschichten stehen lasse, nachdem er das Wunder beseitigt, könne unmöglich einen Unterschied begründen, vielmehr scheine ihm ersprießlicher, in manchen Theilen der Evangelien geschichtsartige Einkleidung von Ideen als ideenlose Geschichten zu finden. Allerdings werde der Prediger seiner Richtung, manches als Idee fassen, was sich die Gemeinde als

[1] Siehe Beilage III, S. 10.

äußere Geschichte vorstelle, aber sei es denn nicht schon jetzt eben so bestellt, sobald der Prediger von der Weltschöpfung in sechs Tagen, von dieser und jener alttestamentlichen Geschichte, oder der Rationalist von wunderbarer Erzeugung, Auferstehung und Himmelfahrt rede? Daß also eine wesentlich neue Lage durch sein Buch geschaffen werde, läugne er, wohl aber mache er darauf aufmerksam, welche nachtheiligen Folgen die Ausschließung der freien Kritik aus dem geistlichen Stande der Kirche bringe und glaubt darum hoffen zu dürfen, daß der königliche Studienrath in seiner Sache nicht anders entscheiden werde, als es das vereinigte Wohl der Kirche und der Wissenschaft erfordere.

Auf den, in den Vorurtheilen seiner theologischen Schule befangenen Studiendirector konnten diese Vorstellungen nur einen ungünstigen Eindruck machen. Hätte es sich darum gehandelt, ob ein Unterricht im Sinn des Strauß'schen Buchs am Stifte fortzubestehen habe oder nicht, so könnte man die Stellung des Studienraths verstehen. Eine Anstalt wie das Stift, die jeder Württemberger, der Theologe werden will, passiren muß, der die Pfarrersöhne, so zu sagen, wie der Kaserne durch Conscription verfallen, hat Ursache, nach beiden Seiten hin Extreme fern zu halten. Allein die Uebungen, die ein Repetent zu leiten hatte, konnten an sich keine sonderliche Beunruhigung hervorrufen, vor Allem aber erledigte sich das Bedenken von selbst, denn Strauß war der älteste Repetent und sein ordnungsmäßiger Austritt stand ohnehin bevor. Diese Frist aber noch verstreichen zu lassen, hatte man, falls man nur wollte, den sehr triftigen Grund, daß das Buch doch noch immer nicht vollständig vorlag, und der erste Band Materien behandelte, über die auch schon andere sich in ähnlichem Sinn geäußert hatten. Herr von Flatt ließ sich darauf nicht ein. Die Entlassung hatte also nicht den Charakter einer Vorsichtsmaßregel, sondern einer Bestrafung. Man wollte an dem jungen Repetenten, der „aus seinem Cabinet heraus" ein solches Buch geschrieben, ein Exempel statuiren. Eine verständige Regierung hätte auf die Probe von Begabung und Gelehrsamkeit,

die hier vorlag und, den Lehrerfolgen entsprechend, die der Verfasser in seinen philosophischen Collegien errungen, den begabten Mann zum Extraordinarius in der philosophischen Facultät ernannt und damit alle Theile verpflichtet, allein die fromme Bureaukratie, die verletzte Steudelsche Eitelkeit, die theologische Entrüstung der Kirchenregenten wollte ihr Müthchen kühlen. So mußte Strauß noch vor Thorschluß entlassen werden, während bei ruhigem Abwarten der Vollendung des Werks, die schon der Anstand gebot, man überhaupt der ganzen Personalfrage überhoben gewesen wäre.

Am 20. Juli, acht Tage nach dem Datum der Strauß'schen Rechtfertigungsschrift, erstattete Director von Flatt seinen Bericht an das Ministerium des Innern, welchem damals das Kirchen- und Schulwesen noch zugetheilt war. Diese Aeußerung des Mannes, in dem der schwäbische Supranaturalismus mehr als in dem unbedeutenden Steudel sein Haupt verehrte, trägt durchweg den Stempel dieser Schule, politische Weisheit und amtliche Besonnenheit läßt sie um so mehr vermissen. Zunächst findet Flatt, daß Strauß bei aller Offenheit und Deutlichkeit doch Manches in ein zweideutiges Licht gestellt habe und insbesondere das Dogmatische des Christenthums vom Historischen nicht gehörig scheide[1]. An der Meinung, Strauß dürfe in seiner Stellung nicht belassen werden, hält Flatt auch jetzt fest, da den Seminaristen die Kenntniß der Strauß'schen Ansichten nicht werde entzogen werden können, und sich dann, nach dem eigenen Geständnisse von Strauß, die traurige Aussicht ergebe, daß die meisten Candidaten des Predigtamtes unter dem Einflusse solcher Lehren in die Lage geführt würden, im kirchlichen Amte unwahr zu sein. Auch sei die mythische Auffassung noch nie in dieser Ausdehnung auf das neue Testament angewendet worden und insbesondere stehe Strauß darin allein, daß er die so wichtigen und inhaltsreichen Reden Jesu im Johannesevangelium zu späteren Dichtungen mache. Aus diesem Allem sei in den weitesten Kreisen ein widriger Eindruck

[1] Vgl. Jahrbücher für deutsche Theolog. 1875. Viertes Heft. S. 654.

auf das Publicum hervorgegangen, und habe die Ansicht sich verbreitet, daß ein theologisches Seminar mit ihm als Lehrer und Aufseher schlecht berathen sei. Aus Rücksicht also auf das öffentliche Zutrauen zu dem theologischen Seminar sei die Entfernung des Repetenten Strauß von seiner Stelle räthlich. In Uebereinstimmung mit den Bedenken, die das Inspectorat andeute, wünscht aber der Studienrath gleichfalls keine inquisitorische Maßregel, doch müsse dem Publicum die Beruhigung gegeben werden, daß Strauß von einer Stelle entfernt werde, auf welcher man ihn nicht mehr gern sehe. So wurde denn der Antrag gestellt, Strauß sofort eine Professoratsverweserei an dem Lyceum in Ludwigsburg mit dem Lehrauftrag für klassische Sprachen zu übertragen. Eine weitere Eröffnung sei zur Zeit an ihn nicht nöthig, da man abwarten könne, ob er seinerseits sich um ein Kirchenamt bewerben werde, nur das sei ihm zu bedeuten, daß er am Stift, auch falls er die Berufung nach Ludwigsburg ausschlage, wegen des großen und allgemeinen Anstoßes, den er durch seine Schrift gegeben, nicht länger als Repetent verbleiben könne, und ebensowenig sich Hoffnung machen dürfe, sich mit Erfolg um eine kirchliche Anstellung zu bewerben.

So prompt der Antrag des Studienraths gestellt war, so rasch erfolgte die Entscheidung des Ministers. Vom 20. Juli datirt der Antrag, vom 23. die Entscheidung. Herr von Schlayer „berief" den Repetenten Strauß als Professoratsverweser nach Ludwigsburg, zugleich aber mit dem Bemerken, daß er bei dem Anstoße, den er gegeben, nicht länger als Repetent am Stift belassen werden könne. Ist schon hier eine mildere Form des Ausdrucks gewählt als der, den der theologische Eifer des Supranaturalisten Flatt an die Hand gegeben hatte, so bedeutete überdies der Minister den Studienrath, es liege nicht in seiner Competenz, an Strauß Eröffnungen über den Erfolg seiner etwaigen künftigen Bewerbungen um Kirchendienste zu machen, sondern es bleibe das für den eintretenden Fall dem Consistorium überlassen.

Nach dem günstigen Bericht, den das Inspectorat in seiner

Sache erstattet, mußte die Verfügung Strauß doppelt hart treffen. Aber aus dem Staatsdienst auszuscheiden, zu dem ihn seine Eltern mit großen und ihnen doppelt bittern Opfern erzogen hatten, brachte er nicht über sich. Er unterwarf sich. Nur um Frist bat er, um seine angefangene Arbeit in der Nähe der Universitätsbibliothek zu Ende führen zu können. Der Studienrath ging darauf ein, ihm bis zum Herbst die Ludwigsburger Stelle offen zu halten, aber damit das Publicum des Herrn Flatt zufrieden gestellt werde, verließ Strauß sofort das Seminar und nahm in der Stadt seine Wohnung. In ernster Zusammenfassung des Geistes, aber auch in tiefer Verstimmung des Gemüths, die aus dem Schluß seines Buches spricht, vollendete er hier den zweiten Band, der im Oktober erschien. Dann trat Strauß sein neues Schulamt in Ludwigsburg an, doch wie die Schlußabhandlung des zweiten Bandes zeigt, keineswegs mit der Absicht, die Theologie zu quittiren, sondern, wie seine Briefe aus dieser Zeit beweisen[1], mit sehnsüchtigem Auge nach einer theologischen Professur ausschauend. Der Unterricht von unreifen Knaben, den er in drei Stunden täglich zu ertheilen hatte, konnte ihn unmöglich befriedigen, da er ringsum einer Welt von Gegnern Rede stehen sollte und alle Parteien auf ihn hinein schrien.

Dazu kam ein ganz persönliches Leid. Schon nach Tübingen hatte ihm die Mutter geschrieben, wie der mit den Jahren immer mehr verdüsterte alte Strauß über den ungerathenen Sohn erbittert sei. Daß der alte Mann, der unter schwierigen Vermögensverhältnissen die Doctorpromotion und die Ausgaben der Berliner Reise noch unlängst bestritten hatte, über diese Wendung verstimmt und bei seinem religiösen Standpunkt auf den Sohn sogar ungehalten sein mußte, begreift sich. Dennoch hatte dieser, wie es der Anstand erforderte, im elterlichen Hause Wohnung genommen. „Es gab peinliche Scenen, berichtet Strauß selbst, zumal auch ein Aufhetzer nicht fehlte, der Oel in das Feuer goß, indem er jeden

[1] Siehe die Beilage IV, S. 15.

Schmähartikel, jedes Libell gegen mich, deren damals jede Woche etliche brachte, dem Vater zusteckte; peinlich für mich, peinlich noch mehr für die Mutter, gegen welche der Vater, der sich gegen mich mehr zurückhielt, seinen vollen Unwillen herausließ, so daß sie jeden Augenblick einen häßlichen Bruch zwischen Vater und Sohn befürchten mußte. Die Mutter hat mir später gestanden, daß die Gemüthspein jenes Jahres ihrer Gesundheit einen harten Stoß gegeben habe". Selbst über Ludwigsburg hinaus mußte die gute Frau entgelten, was ihr Sohn verübt. Als sie im Sommer 1836 das Bad Neustadt besuchte, um Erleichterung ihres schweren Leidens zu suchen, ließ ein großer Theil der Badgäste sie den Haß empfinden, den sie gegen den Antichrist von Ludwigsburg fühlten. „Daß ein Beamter, schreibt Strauß, der sich hierin besonders hervorgethan, bald nachher wegen Betrugs in das Zuchthaus kam, gereichte mir, ich bekenne meine Sünde, zu nicht geringer Befriedigung[1]". Das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn war rührend und komisch zugleich. Die Mutter war sehr betrübt, daß der Sohn so schöne Aussichten verscherzt habe. Die Wundergeschichten in der Bibel waren ihr höchst gleichgültig, allein was man nicht glauben könne, das lasse man eben dahingestellt und dabei hätte es David Friedrich auch bewenden lassen können, das war das ächt weibliche Gutachten, das sie doch selbst nicht ohne Lächeln aussprechen konnte. Dennoch fühlte sie das Unrecht, das man ihrem Erstgebornen angethan, sehr heftig mit. Als sie im März 1839 starb, empfand Strauß den Verlust tief. „Ich habe mit meiner Mutter viel verloren, schreibt er an Hitzig. Sie war mir besonders in den Bedrängnissen der letzten Jahre zehnfach theuer geworden; denn die Frauen sind rar, die an einem Sohn wie ich nicht irre werden[2]".

Dagegen hatte das Verhältniß mit dem Vater sich immer unerträglicher gestaltet. Schließlich hielt Strauß den doppelten

[1] Zum Andenken an m. Mutter. Kl. Schr. S. 267. — [2] Siehe die Beilagen S. 23.

Verdruß des aufgedrungenen Schulamts und der häuslichen Gewitterschwüle nicht mehr aus. Als das Jahr zu Ende war, legte er seine Stelle nieder und zog nach Stuttgart, um da von der Kunst zu leben, die er verstand, vom deutschen Stil.

2. Der literärische Aufstand.

Ein Mitlebender, Karl Schwarz in Gotha, hat in seiner klassischen Geschichte der neuesten Theologie[1] den Eindruck gezeichnet, den die Schrift von Strauß auf die damalige Welt gemacht hat. „In der Nothwendigkeit des Verfahrens, sagt er, das sich hier wie ein Naturproceß vollzog, in dieser affectlosen Objectivität, mit der der Verfasser gleichsam zurücktritt vor seinem Werk und nur der Rechenmeister ist, welcher die einzelnen Posten aufführt und zusammenzählt, lag das Imponirende oder vielleicht richtiger das Erschreckende des Buchs. Es stand mit der harten Gleichgültigkeit des Schicksals da, es war die Schlußrechnung gezogen in der Kritik der evangelischen Geschichte und die Inventur lautete auf: Bankrott. Darum war die Wirkung dieses Werks eine so ungeheuere. Ein elektrischer Schlag durchzuckte die ganze deutsche Theologie. Seit den „Wolfenbüttler Fragmenten" und den Streitschriften ihres berühmten Herausgebers war die theologische Welt nicht in ähnliche Aufregung versetzt worden. Das Aufsehen, welches dieses Werk vor allem in Tübingen und Württemberg erregt, verbreitete sich bald, lavinenartig anschwellend, durch ganz Deutschland und weit über seine Grenzen hinaus". Hase pflegte im Colleg zu erzählen, wie das Buch als eine Art

[1] Vierte Auflage S. 97.

neuer Entscheidung, ob man mit gutem Gewissen im Amte bleiben dürfe, an jeden ernst denkenden Theologen herangetreten sei und wie er es mit Herzklopfen fast zur Hand genommen, als er es eines Abends, vom gewohnten Spaziergang zurückkehrend, endlich auf seinem Schreibtisch vorfand. In ähnlichem Sinn berichtet Baur: „Es war, als ob den Theologen insgesammt in diesem Buche ein Spiegel ihres Innern vorgehalten würde[1]. Sie hatten nur die Wahl, entweder anzuerkennen, daß auch sie schon auf den Wegen des so übel berufenen Kritikers gewandelt seien, und darum kaum umhin könnten, auch den weiteren Weg mit ihm zu gehen, oder mit Verläugnung ihrer bisherigen freieren Ueberzeugungen der kirchlichen Orthodoxie, welche solchen Neuerungen gegenüber um so mehr als die beste Stütze des Staats und der Kirche galt, sich unbedingt in die Arme zu werfen. Das leidenschaftliche Geschrei, das sich alsbald von so vielen Seiten erhob, die rohe tumultuarische Polemik, mit welcher man nicht schnell genug zu Widerlegungen schreiten zu können glaubte, die unruhige Hast, mit welcher beinahe jeder, der sich irgend eine literarische Bedeutung beilegte, oder bei dieser Gelegenheit erlangen zu können meinte, dem Publicum den urkundlichen Beweis schuldig zu sein glaubte, daß er solche Grundsätze und Ansichten als die seinigen nicht anzuerkennen vermöge, die bedenklichen Folgen derselben gar wohl zu würdigen wisse, und sich nichts ernstlicher angelegen sein lasse, als denselben entgegenzuwirken, solche und ähnliche Züge zeigten deutlich, wie die Entscheidung bei weitaus den Meisten gefallen". Aber nicht nur auf die Theologen beschränkte sich die Wirkung. „Getaufte und ungetaufte Juden, klagt die Evangelische Kirchenzeitung[2], haben es bis in die politischen Blätter hinab als eines der herrlichsten Erzeugnisse des Weltgeists selbst gepriesen. Man hat bei sogenannten Gebildeten Exemplare als Andachtsbücher eingebunden gesehen. In Kassel ließ man das

[1] Krit. Unters. über die kanon. Evang. S. 49. — [2] Jahrg. 1836 am 13. Aug.

Buch in Hefte zertheilen, um die schnelle Circulation und allgemeine Verbreitung zu befördern. In Hamburg ist das auf der Börsenhalle ausgelegte Exemplar schon ganz zerlesen". Auch Zeller meint, daß bis auf den heutigen Tag keine literärische Erscheinung je wieder zu einer so allgemeinen und lebhaften Erregung der Geister Anstoß gegeben habe. Aber der Schwere des Schlags entsprach auch das Echo.

Noch während Strauß mit der Beendigung des zweiten Bandes beschäftigt war und sich sodann an seinen Schuldienst in Ludwigsburg gefesselt fand, war ein Sturm von wissenschaftlichen Gegenschriften und frommen Tractätchen, von Recensionen und Journalartikeln, bewundernden Zustimmungen und verläumderischen Denunciationen gegen ihn losgebrochen. Den Reigen hatte als Erster Dr. Steudel eröffnet, der sich nicht enthalten konnte, die erbaulichen Betrachtungen, die ihm seine Collegen aus dem gutachtlichen Berichte an den Studienrath weggestrichen hatten, nun um so ausführlicher dem Publicum vorzusetzen. Da man ihm, wie er sich ausdrückte, nicht gestattet habe, in dem Berichte, „die eigene Individualität in ihrer Bestimmtheit hervortreten zu lassen", entfaltete er diese Individualität nunmehr in ihrer vollen Langweiligkeit in einem Aufsatze seiner „Zeitschrift für Theologie", der dann auch separat ausgegeben wurde unter dem langathmigen Titel: „Vorläufig zu Beherzigendes bei der Würdigung der Frage über die historische oder mythische Grundlage des Lebens Jesu, wie die kanonischen Evangelien dieses darstellen, vorgehalten aus dem Bewußtsein eines Gläubigen, der den Supranaturalisten beigezählt wird, zur Beruhigung der Gemüther". Da der „Gläubige, der den Supranaturalisten beigezählt wird", in diesem Vorläufigen mit den religiösen Wehklagen nach seiner Weise auch sittliche Anklagen gegen Strauß verband, der Christum „nicht gelebt habe", nicht „innerlich mit seinem Leben vertraut geworden", „seinem Leben fremd sei", der „Erprobung ermangle u. dgl.[1], Strauß

[1] S. 84.

ihn aber zudem als den eigentlichen Urheber seiner Entlassung betrachtete, enthielt schon das Vorwort des zweiten Bands einige scharfe Worte gegen den zum Feinde gewordenen alten Lehrer. „Wie von seiner Wachsamkeit nicht anders erwartet werden konnte, schreibt Strauß, hat sofort auch Herr Dr. Steudel geglaubt, den verderblichen Wirkungen meiner Schrift durch ein „Vorläufig zu Beherzigendes" zuvorkommen zu sollen. Man hat diesem Mann schon so oft gesagt, daß es unschicklich ist, wissenschaftliche Verhandlungen auf das moralische Gebiet hinüberzuspielen, dem Gegner seine Ansichten in's Gewissen zu schieben, und den Nichtorthodoxen als Irreligiösen zu brandmarken. Dennoch hat er auch dießmal wieder den gewohnten Ton angestimmt. Es ist freilich das Leichteste, statt in die Sache einzugehen, vielmehr vorläufig um sie herum zu reden, und beiläufig den Gegner mit gehässigen Insinuationen zu verwunden, zumal wenn einem dergleichen Praktiken von sonst her schon geläufig sind. Daß aber damit nichts ausgerichtet ist, liegt am Tage. Oder ja, man richtet etwas aus damit, nämlich den Gegner beim größeren Publicum, das die Sache nicht versteht, recht schwarz zu machen. Dazu brauchte es dann aber keinen Doctor der Theologie, sondern man konnte es ruhig dem Gerede der Conventikel und dem Geschreibe der Traktätchengesellschaften überlassen".

Auch die zweite, gleichfalls vor Vollendung des Buchs erscheinende Gegenschrift kam aus Straußens nächster Umgebung und war — so menschlich ging es bei diesen großen religiösen Rettungsthaten zu — gleichfalls der Ausdruck einer persönlichen Verstimmung. Professor Eschenmayer war mit Strauß vertraut gewesen, so lang dieser gläubig auf die Offenbarungen der Seherin von Weinsperg lauschte und den „Geist Anton" in Kerner's Hinterhaus für ein neues delphisches Orakel hielt. Bald aber stellten sich Differenzen ein. Strauß, in dem auch damals schon die kritische Ader sich regte, unterschied genau zwischen den Vorgängen an den Weinsperger Kranken und der phantastischen Erklärung dieser Vorgänge durch die abergläubische Umgebung

und vollends durch die abstrusen mystischen Theorien aus Eschenmayer's Naturphilosophie. Bald sah er, wie Eschenmayer die Thatsachen vollkommen nach seinem System modele und, wie Kerner, dem alle mystische Theorie imponirte, sich diese Ideen aufreden ließ. Er warnte Kerner deshalb, doch vergeblich [1]. Schon dadurch mochte er sich die Abneigung des Philosophen zugezogen haben. Als dann Kerner's, ganz mit Eschenmayer's Ideen versetztes Buch über die Seherin von Prevorst erschien, versuchte Strauß in der oben erwähnten Recension die Thatsachen wieder aus der Einwickelung in die Eschenmayer'sche Dämonologie herauszuschälen, was dieser bitter übel nahm. Wie er aber damals Kerner nicht dauernd gegen Strauß hatte aufbringen können, so hatte er bei dem Doctoreramen Straußens sich eine Niederlage zugezogen, indem er mit dem Antrag auf Abweisung von Straußens Dissertation nicht durchdrang. So war allerlei trübes Wasser zwischen Strauß und dem Tübinger Philosophen, das sich jetzt wieder regte, und so entsprang Eschenmayer's Schrift gegen Strauß, die den fanatischen Titel trägt: „Der Ischariotismus unserer Tage". Strauß sagt von ihr in seiner Vorrede zum zweiten Band: „Diese Ausgeburt der legitimen Ehe zwischen theologischer Ignoranz und religiöser Intoleranz, eingesegnet von einer schlafwandelnden Philosophie, fällt so sehr durch sich selbst in's Lächerliche, daß sie jedes Wort der Vertheidigung überflüssig macht. Ihr Titel überdieß ist mir zu einer fast gar zu stolzen Erinnerung Anlaß geworden. An Lessing nämlich, den auch einmal Wiener Blätter als zweiten Judas Ischariot verklatschten, weil er — freilich eine noch massivere Beschuldigung, als sie Herr Eschenmayer gegen mich erhebt — für die Herausgabe der Fragmente seines Ungenannten sich von der Amsterdamer Judenschaft 1000 Dukaten sollte haben bezahlen lassen. An ihn hätte mich übrigens schon Herrn Dr. Steudels Vorläufig zu Beherzigendes erinnern können, wenn ich es mit Vorbildern und Weissagungen

[1] Friedl. Bl 21,

leichter nähme, denn auch gegen Lessing war „Etwas Vorläufiges" erschienen vom Hauptpastor Göze, gottseligen Andenkens, was der heitere Mann, der Geschmeidigkeit wegen, lieber das „vorläufige Etwas" nannte.

Als Dritter hatte sich zu diesen vorläufigen Stimmen, die in ihrem Eifer den Schluß des Buchs nicht abwarten konnten, Dr. Paulus gesellt. Er freilich hatte Ursache, sich seiner Haut gegen Strauß zu wehren und je bitterer der Spott war, mit dem Strauß seine natürlichen Wundererklärungen übergossen hatte, um so ehrenwerther ist der anerkennende Ton, in dem Paulus seine Recension im Literaturblatt der allgemeinen Kirchenzeitung abfaßte, wobei er den Gesichtspunkt voranstellte, daß aus dem Vorkommen einzelner Mythen nicht auf den mythischen Charakter der gesammten evangelischen Erzählung geschlossen werden könne. Wenn Paulus dabei seine Freude darüber aussprach, daß die Lehrfreiheit in seiner Heimath solche Fortschritte gemacht, daß man Bücher, wie das von Strauß, jetzt ungefährdet in Württemberg schreiben könne, mußte das den Verfasser freilich eigenthümlich berühren, der dieses Elogium der schwäbischen Lehrfreiheit zu lesen bekam, als er eben seine Entlassung vom Stift erhalten hatte.

Die drei vorläufigen Gegner waren nun in der That nur der Vortrab, dem die theologische Armee und der pietistische Landsturm sofort in Massen nachrückte. Das Schuljahr Straußens in Ludwigsburg war noch nicht abgelaufen, so hatten bereits alle Richtungen sich gegen ihn vernehmen lassen. „Viel Feind, viel Ehr'" konnte der junge Schulverweser sagen, dem sein oberster Chef noch eben bezeugt hatte, daß seine Schrift tief unter den berechtigten Erwartungen geblieben sei. Aus Schwaben waren Barth[1], Klaiber[2],

[1] Die Mythen des Lebens Jesu. Auszüge aus Haiat ul Kulub von Muhammed Bachir nebst Anhang von M. Chr. G. Barth. Stuttg. 1837. — [2] Bemerkungen über das Leben Jesu v. Strauss, von Dr. Chr. B. Klaiber. Stuttgart 1836.

Vaihinger[1], Hoffmann[2], Kern[3], Beck[4], Osiander[5], den beiden Vorläufern auf dem Fuße gefolgt und insbesondere der höhnische Ton seines Studiengenossen Hoffmann und seines alten Lehrers Kern hatte Strauß sehr erbittert[6]. Dann hatte in ganz Deutschland die gläubige Richtung in Sack[7], Harleß[8], Lange[9], Grulich[10], Gelpke[11], Neander[12], Tholuck[13], Leo[14], Ullmann[15], Müller[16] u. A. mobil gemacht; von Seiten der kritischen Schule hatte Paulus durch de Wette[17], Wilke[18], Weiße[19], Credner, Baumgarten-Krusius[20], Röhr[21], Krug[22], Bretschneider[23] u. A. Zuzug erhalten. Sogar die päpstlichen Truppen stießen unter Hug's Führung in den Pflanz'schen freien Blättern für katholische Theologie zu den Alliirten. Die Hegel'sche Schule versicherte ihre Unschuld an dem Friedensbruch zwischen Religion und Wissenschaft durch Rosenkranz

[1] Sendschreiben an Herrn D. F. Strauss. Dr. philos. von J. G. Vaihinger, Stadtpfarrer in Grötzingen. Stuttgart 1836. — [2] Wilh. Hoffmann, das Leben Jesu nach Strauss. Stuttgart 1836. — [3] Die Hauptthatsachen der evang. Geschichte erörtert von Dr. Kern. Tübingen 1836. — [4] Bemerkungen z. L. Jesu n Str. Tübinger Zeitschr. 1835. — [5] Tübinger Zeitschr. 1837. — [6] Vorrede zur zweiten Aufl. VI. — [7] K. H. Sack Prof. in Bonn: Bemerkungen über den Standp. der Schrift: d. L. J. n. Strauss. Bonn 1836. — [8] Harless, Prof. in Erlangen. Die krit. Bearbeitg. d. L. J. v. Str. nach ihrem wissensch. Werthe. Erlangen 1836. — [9] J. P. Lange, Ueber den gesch. Charakter der kanon. Ev. insbesondere der Kindheitsgeschichte Jesu. Duisburg 1836. — [10] Grulich, Archidiakonus zu Torgau. Beruhigende Betrachtung u. s. w. 1836. — [11] Gelpke, Pfarrer zu Wermsdorf. Das Unhaltbare der Ansicht des Lebens Jesu nach Dr. Strauss. Grimma 1836. — [12] Allg. Ztg. 1836 Nr. 10. — [13] Tholuck, Ueber die Glaubwürdigk. der ev. Gesch. mit Bez. auf Strauss. Vgl. Liter. Anzeiger für christl. Theol. und Wissensch. 1836. — [14] Leo, Auch ein Wort über die neuesten Erscheinungen der theol. Literatur. Ebenda. — [15] Ullmann in d. Stud. u. Krit. 1836, S. 770 f. — [16] Jul. Müller, ebenda 816 f. — [17] De Wette, Erklärg. d. Ev. Matth. 1836. — [18] Wilke, Pastor zu Rothenb. a. d. Saale. Tradition und Mythe. Leipz. 1837. — [19] Weisse, Blätter für lit. Unterhaltg. 1836 Nr. 62—65. — [20] Baumg. Crus. Opusc. theol. Jenae, 1836. — [21] Röhr, Pred. Bibl. 1836, 262. — [22] ibid. — [23] Allg. K. Ztg. 1836.

und Baur[1]. Um so eifriger betheuerte dagegen Hengstenberg in seiner Neujahrsbetrachtung von 1836, daß es mit der deutschen Wissenschaft nothwendig dahin habe kommen müssen, wobei er sich und den Seinen im Stillen zu einem so glücklichen Neujahr gratuliren mochte. In der That durfte nach Ablauf eines halben Jahres einer seiner Correspondenten schreiben: „Das Leben Jesu von Strauß ist eine der erfreulichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern theologischen Literatur[2].“ Zu diesen Profitlichen kam noch eine letzte Kategorie, die die Angst witzig gemacht hatte, so wie die Kinder im Dunkeln sich durch pfeifen trösten. Ein Herr von Keyserlingk wies nach, daß Doctor Strauß eine Sage aus dem 19. Jahrhundert sei, ein Scherz, so sehr nach dem Geschmack der Herren Pastöre, daß alsbald einige ähnliche Schriften, wie „das Leben Luthers ein Mythus, von Casuar“, das „Leben Napoleons kritisch geprüft“, den matten Witz vollends zu Tode ritten. Strauß, in die Schulstube gebannt, mußte das ganze Sturzbad über sich ergehen lassen[3]. Das Einzige, was er thun konnte, war, daß er bei der sofort nöthig gewordenen zweiten Auflage, diejenigen Einwendungen berücksichtigte, die einigen Eindruck auf ihn gemacht hatten. Die Mehrzahl der Erwiederungen erweckten ihm aber nur das Gefühl unendlicher Geringschätzung. „Diese Art von Gegenschriften, sagt er in der Vorrede zu der zweiten Auflage (September 1836), ist nicht höher anzuschlagen, als jenes Schreien, welches bei dem plötzlichen Fallen eines nahen Schusses oft von Weibern zu vernehmen ist: ein solcher Schrei gilt nicht dem Umstande, daß der Schuß etwa gefehlt, oder ein falsches Ziel getroffen hat, sondern nur dem, daß überhaupt ein Schuß gefallen ist. Wenn auf solches Zeterschreien wohl auch eine sorgsame Obrigkeit sich einen Augenblick bewogen finden kann,

[3] Jahrbüch. für wissensch. Krit. Decbr. 1835. — [4] Ev. K. Z. 1836. Nr. 48. — [5] Ein Verzeichniß der gegen Strauß erschienenen Schriften findet man bei Grimm: Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte. Jena. 1845 S. 128–131.

gegen die Gefahr jenes Schießens Vorkehr treffen zu wollen: so tritt sofort etwa ein verständiger Mann dazwischen mit der Erklärung, daß hier ein blinder Lärm obwalte, und keine wirkliche Gefahr vorhanden sei". Als diesen verständigen Mann betrachtet Strauß in seiner Sache Neander. In der That hatte der eben so ruhige als fromme Theologe einen weiteren Schlag von Strauß, aber auch eine sichere spätere Beschämung von seiner Regierung abzuwenden gewußt. Die am Hofe Friedrich Wilhelm III. mehr und mehr erstarkende pietistische Partei, die damals gerade das Verbot der neuesten Heine'schen Schriften und die Polizeimaßregeln gegen das junge Deutschland in Preußen durchgesetzt hatte, suchte ein ähnliches Einschreiten gegen Strauß herbeizuführen. Der Minister fand doch für gut, vorher Neander's Meinung einzuholen, der seit Schleiermacher's Tod der unbestrittene populärste Mann der Berliner Facultät war. Dieses Gutachten wurde am 15. November 1835 erstattet und rieth, wie man bald erfuhr, von dem Verbote des Buches ab. Allerdings meinte Neander, „wenn die Auffassungsweise der christlichen Urgeschichte, wie sie in diesem Leben Jesu vorliege, zur allgemeinen werde, so sei es um das jetzige Christenthum gethan. Das Werk selbst aber sei mit solchem wissenschaftlichen Ernste geschrieben, daß ein Verbot von Seiten des Staats unstatthaft erscheine, und daß es nur auf dem Gebiete der Wissenschaft widerlegt werden könne und dürfe[1]". Als nun freilich Straußens Freunde sich auf diese Meinung stützen wollten, ließ Neander dasselbe drucken, indem er erklärte, das Gutachten wolle nur den Standpunkt bezeichnen, den der Gläubige gegenüber solchen Zeiterscheinungen einzunehmen habe, es habe daher eine Bedeutung nur für Diejenigen, die seine Betrachtungsweise göttlicher und menschlicher Dinge theilten. Doch fehlte auch eine geharnischte Nachschrift gegen das neue Papstthum der Evangelischen Kirchenzeitung nicht, die Hengsten-

[1] Allgem. Ztg. 1836. Nr. 10. Corresp. Berlin vom 3. Jan. Variirt in Leipz. Ztg. v. 8. März 1836.

berg namentlich durch die Bemerkung bitter traf, es sei leicht consequent zu sein, wenn man schnell abschließe und fertig sei, schwer, wenn man das Gewissen der Wahrheit offen halte. In einer langen Reihe von Artikeln kam die Kirchenzeitung auf diesen Vorwurf zurück, der ihr wie ein Stein im Magen lag. Zur Sache selbst erklärte Hengstenberg, von einem staatlichen Verbot verspreche auch er sich unter den gegenwärtigen Verhältnissen wenig, aber zur Kirchenzucht gehöre es, daß die Kirchenbehörden das Lesen eines solchen Buches verböten. „Die Besorgniß, ein Verbot könne hindern, daß das Buch in die Hände der Theologen komme, die es widerlegen sollen, lasse sich, durch eine diesen ertheilte Erlaubniß, wie sie auch in der Römischen Kirche in solchen Fällen vorkommt, leicht beseitigen [1]". Dieses Aeußerste hätte gerade noch gefehlt, daß die Berliner Hoftheologen sich zu den übrigen Mitteln der Gegenreformation auch noch das des Index prohibitorum zugelegt hätten. Es war an dem Prohibitivsystem gegen die Autoren gerade genug. Katholisirende Bücherverbote konnte man den Münchener Staatsmännern überlassen, die in der That den öffentlichen Bibliotheken das Ausleihen des Buches untersagten [2].

Auf der andern Seite trat nun aber im Gegentheil auch wieder die unverkennbare Absicht der pietistischen Partei immer klarer zu Tag, die negativen Ergebnisse des Buchs möglichst auszuschreien, die Aufregung der kirchlichen Kreise, ja der Bevölkerung im Ganzen zu schüren, die Beunruhigung zu vermehren, um so durch Druck von unten die Gewaltschritte gegen die Vertreter der Wissenschaft zu ertrotzen, die man von oben fürerst nicht hatte erlangen können. Strauß protestirt darum mit Entrüstung gegen das Gebahren der dunkeln Ehrenmänner, die an allen Ecken und Enden Schriftchen „zur Beruhigung" verbreiteten und dadurch erst die Leute auf sein Buch aufmerksam machten, indem sie denselben

---

[1] Ev. K. Ztg. 1836, S. 278. — [2] Vgl. Allg. Kirchenzeitung 1839, S. 584.

zuriefen: „Leute, es ist ein Skandal zu sehen, ein Teufelsskandal! ihr werdet ihn doch auch schon gesehen haben!" Damit erst sei eingetreten, wovor er in seiner Vorrede zum ersten Bande ausdrücklich gewarnt habe, daß Leute sich mit seinem Buch bekannt machten, die für die Sache nicht vorbereitet seien. Von wirklich wissenschaftlichem Eingehen auf die einzelnen Fragen war dagegen in der großen Masse der Gegenschriften nur ausnahmsweise die Rede. So war es denn auch nur die 1836 erschienene Erklärung des Evangeliums Matthäi von de Wette, die auf die neue Ausgabe einen tiefer gehenden Einfluß ausübte. Außerdem war ihm ein von Hitzig mitgetheiltes Heft seiner Vorlesung über das Leben Jesu bei der neuen Bearbeitung, wie er diesem schreibt, förderlich gewesen, obwohl er den Freund durch Erwähnung seiner Unterstützung in der Vorrede, die Hitzig übrigens gewünscht, nicht compromittiren wollte [1].

Der wichtigste Zusatz der zweiten Auflage ist die ausführliche Rechtfertigung der Annahme von Mythen im Neuen Testament [2]. Zwar war mit Leuten, denen ihre philosophische Bildung und ihr guter Wille erlaubte, Mythus und Betrug für identische Begriffe zu nehmen, überhaupt nicht zu verhandeln. Doch schloß Strauß jetzt durch die genaueste Definition des Begriffs jedes Mißverständniß aus, und füllte nachträglich die fühlbarste Lücke der ersten Arbeit, indem er nachweist, daß erst zu Ende des zweiten Jahrhunderts von einer kirchlichen Reception unserer vier Evangelien geredet werden könne, daß also für die Mythenbildung, wenn man für sie nicht ähnlich lange Fristen wie für die von Steinkohlenlagern ansetzte, Spielraum genug gegeben sei. Könne man die Möglichkeit der Entstehung christlicher Mythen danach nicht läugnen, so falle die Thatfrage eben einfach der Einzel-

[1] Vgl. Anlage IV, S. 15. Hitzig selbst hatte den Plan zu einer kritischen Geschichte Jesu bereits entworfen, als das Buch von Strauß erschien. „Dieser Arbeit bin ich nun enthoben, schrieb er im Sommer 35 an August Hausrath nach Karlsruhe, Straußens Buch hat kleine Fehler und große Vorzüge, die das meine nicht gehabt hätte". — [2] § 13—15. S. 62—111.

untersuchung anheim. Zur Entscheidung dieser macht Strauß folgende Kriterien geltend, nach welchen eine Erzählung als Mythus zu gelten habe. Ein Bericht ist nicht historisch, falls er mit den bekannten und sonst geltenden philosophischen, historischen physiologischen Gesetzen des Geschehens unvereinbar ist, oder wenn er mit sich oder andern Berichten in Widerspruch steht, sei es in Betreff der Zeit (Tempelreinigung), des Orts (Bethlehem), der Zahl (Gadarener, Engel am Grab, die Blinden von Jericho), der Namen (Matthäus, Levi, Nathanael) oder der Materie der Begebenheiten selbst (Täufer, Berufung der Jünger u. dgl.). Positiv als Sage und Dichtung ist eine Erzählung theils an der poetischen Form, theils am Inhalte zu erkennen, wenn dessen Bestandtheile sich anderwärts nachweisen lassen. Ueber diese Aufstellung von allgemeinen Grundsätzen zur Beurtheilung der Glaubwürdigkeit der einzelnen Erzählungen ist Strauß auch hier nicht vorgeschritten; seine Kritik bleibt Kritik der evangelischen Geschichte und vertieft sich nicht zur Kritik ihrer Quellen, allein wer wollte auch von einer nach Jahresfrist erscheinenden neuen Auflage die Lösung dieses viel tiefer liegenden Problems erwarten?

Das mochte Strauß auch selbst fühlen, daß er bei seinem Schuldienst weder Zeit noch Kraft übrig behalte, um diesen Fragen gewachsen zu bleiben. Es waren das keine Themata für Ferienschriften und der württembergische Schuldienst war kein Nebengeschäft. Er beschloß darum, nöthigenfalls lieber den Staatsdienst als seine Zukunft zu opfern. Den Gedanken an eine Habilitation als Privatdocent der Philosophie in Tübingen mußte ihm die mehrfach erprobte Abneigung der dortigen Ordinarien fernhalten. Auch wollte er damals den Schuldienst keineswegs definitiv quittiren[1], falls er sich aber habilitire, war es sein Entschluß, bei der Theologie zu verbleiben, da er fest überzeugt war, das Räthsel dieser Sphinx gelöst zu haben[2].

[1] Noch unter dem 10. Oct. 1836 schreibt er an Hitzig: „Für die nächste Zeit habe ich mich von meinem hiesigen Schulmeisterleben losgemacht."

[2] Leben Jesu 2, 742.

Noch sah er die Dinge so optimistisch, daß er meinte, auf eine Berufung nach Heidelberg, wo Paulus ihm geneigt war, oder nach Zürich, Aussicht zu haben. In Karlsruhe hatte ein Freund Hitzig's, durch Nebenius, seine Berufung betrieben[1]. Eine Weile schien Geneigtheit vorhanden zu sein, aber schließlich war doch die Meinung, es sei nicht Sache der badischen Regierung, zuerst den Bann zu brechen. Ergrimmt vermeldete unter dem 19. April 1836 Hitzig's Correspondent aus Karlsruhe: „Man ist hier Orts bedeutend vernagelt. Wenn sie ihm einmal 3000 fl. geben müssen, dann werden sie ihn haben wollen, vorher nicht." Schließlich erhielt Ullmann die Stelle.

Gleichfalls noch in der Zeit des Aufenthalts in Ludwigsburg hatte sich eine ähnliche Aussicht auf Berufung nach Zürich gezeigt. Der Erziehungsrath hatte ihn erst für Rettig's, dann für Schultheß' Lehrstuhl in's Auge gefaßt[2]. Der Plan war jedoch beide Mal gescheitert, aber Strauß war seines schließlichen Erfolges so sicher, daß er meinte, es eine Weile ohne Amt versuchen zu können.

Dennoch verfuhr er auch hier mit jener persönlichen Vorsicht, die die kleinbürgerlichen Verhältnisse mit sich brachten, aus denen er hervorgegangen war. Die Eltern hatten das viele Geld aufgewendet, um ihm diese Anwartschaft auf den Staatsdienst zu verschaffen und der Vater, der es als das Unglück seines Lebens ansah, daß er hinter dem Ladentisch stehen mußte, wo er gern, das Buch in der Hand, gelehrt oder gepredigt hätte, mochte über das Scheitern aller seiner Hoffnungen vollends erbittert sein. So richtete Strauß, ehe er sich entschied, am 20. September 1836 eine Eingabe an den König, um „veranlaßt durch die eigenthümliche Wendung, welche seine Stellung im evangelischen Kirchendienste genommen, um allergnädigsten Aufschluß über die Aussichten allerunthänigst zu bitten, welche sich in den Diensten Sr. Königlichen Majestät ihm noch eröffneten"[3].

[1] Siehe auch Beilage VIII, S. 32. — [2] Vgl. Beilage IV, S. 15: Briefe vom 13. April und 10. Oct. 1836. — [3] Jahrb. für deutsche Theol. 1875; 4. S. 655.

Die Function in Ludwigsburg, trägt er seinem Könige vor, befriedige ihn nicht; sie entziehe ihm die Zeit für zusammenhängende wissenschaftliche Arbeiten, halte ihn an einem Orte fest, wo schon die literärischen Hilfsmittel zu solchen nicht zu finden seien und sei anderseits nicht danach angethan, ihn durch pädagogische Erfolge für diese Opfer zu entschädigen. So beschäftige ihn seit längerer Zeit der Gedanke, ob es nicht das Gerathenste für ihn sei, dem öffentlichen Dienste zu entsagen und die Lebensweise eines Privatgelehrten zu erwählen, von welcher ihm gerade im jetzigen Zeitpunkte die reichlichste Versorgung gewiß wäre. Was ihn vorerst davon zurückhalte, sei theils der bisher befolgte Grundsatz, der Bestimmung, welche seine Oberen ihm zu geben für gut fänden, wo nur immer möglich, zu folgen, theils der Wunsch, vor dem entscheidenden Schritte klar zu sehen, was er auf der andern Seite noch zu hoffen hätte. So bittet er den König, ihm darüber allergnädigsten Aufschluß zukommen lassen zu wollen, ob er die Aussicht auf Kirchenstellen, für welche er eigentlich gebildet und geprüft sei, als nunmehr ihm verschlossen zu betrachten habe, und ob ihm statt dessen die Concurrenz um andere Stellen und zu welchen eröffnet sei?

Was Strauß mit dieser Eingabe bezweckte, ist leicht zu sehen. Um einen Kirchendienst konnte es sich für ihn, nach den eben abgegebenen Erklärungen in der Schlußabhandlung des Lebens Jesu nicht mehr ernstlich handeln, zumal ein solcher seinen literärischen Bedürfnissen noch weniger entsprochen haben würde als die Stelle in Ludwigsburg. Aber auf's Unbestimmte hin wollte er auch nicht an der Lateinschule seine besten Jahre verlieren. Er wollte wissen, woran er sei, wie er denn auch zum Schluß seiner Eingabe den König bittet, dieselbe nicht als Ausfluß der Begehrlichkeit, sondern einer pflichtmäßigen Sorge um die eigene Zukunft ansehen zu wollen. Seine Meinung war dabei wohl, man werde so billig sein, ihm entweder eine philosophische Lehrstelle an der Universität, oder einen angemessenen anderweitigen Platz in Tübingen oder Stuttgart zuzuweisen, der eine weitere

wissenschaftliche Entwicklung möglich mache. Aber auch dieses Mal hatte er die Stärke der gegen ihn arbeitenden Einflüsse unterschätzt. Da Flatt einflußreiches Mitglied auch des Consistoriums war, ließ sich das Votum dieser Behörde voraussehen. Das Consistorium erklärte, die Frage über eine Aussicht von Strauß im Kirchendienste für jetzt geradezu verneinen zu müssen. Die öffentliche Meinung wäre Angesichts seiner Schrift jeder Anstellung desselben im Kirchendienst entschieden entgegen. Jede Dorfgemeinde würde es sogleich erfahren, daß er in einer gedruckten Schrift die Wahrheit der evangelischen Geschichte bestritten habe, und würde Einsprache gegen seine Anstellung machen. Oeffentliche Blätter würden es als eine merkwürdige Neuigkeit bekannt geben, daß der ungläubige Verfasser des Lebens Jesu im Kirchendienst angestellt worden sei. Außerdem konnte das Consistorium nunmehr, nachdem Strauß am Schluß seines zweiten Bandes selbst ausgeführt hatte, daß seine Ansichten mit dem kirchlichen Amte für die Dauer unverträglich seien, einfach auf dessen eigene Erklärung verweisen, wobei dasselbe aber befremdlich fand, daß der Verfasser nach solchen Geständnissen sich noch an die Behörden wegen seiner Anstellung im Kirchendienste wende. Seinerseits könne das Consistorium nur erklären, daß es unthunlich sei, ihn im Kirchendienste anzustellen, so lange er den in seiner Schrift entwickelten Ansichten über die evangelische Geschichte treu bleibe und sie nicht öffentlich widerrufe.

Gegen diesen Bescheid des Consistoriums ist lediglich nichts einzuwenden. Ohnehin würde Strauß sich weder seinerseits um eine Pfarrstelle beworben, noch eine solche angenommen haben, hätte man ihm eine solche angetragen; schon die ganze Motivirung seines Versetzungsgesuchs hätte das Consistorium darüber beruhigen können. Anders verhält es sich mit dem Bescheide des Studienraths.

So weit freilich hatte Herr von Flatt in sich geschlagen, daß er das Buch von Strauß nicht mehr so unter allen Erwartungen findet wie im vorigen Jahre. Das europäische Echo hatte den

größen schwäbischen Theologen darüber aufgeklärt, daß das in Frage stehende Buch doch mehr sei als die Jugendsünde eines vorlauten Repetenten. So erklärt der Studienrath in seinem Berichte, daß er seinerseits kein Bedenken finde, Strauß eine Professur an höheren Gymnasialklassen zu übertragen, selbstverständlich mit Ausschluß des Religionsunterrichts. Auch den philosophischen Unterricht könne man ihm übertragen, da er selbst einsichtig genug sein werde, die Schüler des Gymnasiums nicht über die Fähigkeit ihres Alters in speculative Theorien zum Nachtheil des Christenthums einweihen zu wollen. Ebenso findet Flatt es unbedenklich, ihm den Unterricht in der Geschichte zu überlassen. Ja so sehr haben sich die Meinungen der Studienbehörde umgewendet, daß Herr von Flatt, der noch vor einem Jahre Strauß nicht eilig genug von seiner Repetentenstelle am Stift entfernen konnte, jetzt der Meinung ist: „von dem Eintritt von Strauß in die theologische Facultät, dürften so große Nachtheile nicht zu befürchten sein. Die Zöglinge (des Stifts) seien ja fähig selbst zu prüfen, sie hören auch anderweitige Vorlesungen und lesen daneben Schriften anderer Richtung. Widerrathen werde eine solche Anstellung freilich durch die Rücksicht auf die öffentliche Meinung, welche ihr ebenso wie beim Kirchenamte entgegen sein würde. Keine andere Universität in Deutschland würde eine solche Ernennung wagen, auch in Zürich könne sie nach glaubhaften Nachrichten nicht durchgesetzt werden. Anders liege es mit einer philosophischen Lehrstelle. Zwar greife das Hegel'sche System tief in die Theologie ein, aber der Natur der Sache und der Erfahrung gemäß lasse sich der Eingang an einer Universität keinem philosophischen System verschließen, und es sei eben Sache der andern philosophischen und theologischen Lehrer, die Jugend vor Einseitigkeit zu bewahren. Anderseits liege für den Augenblick eine Anstellung von Strauß nicht im Interesse von Staat und Kirche und es würde wohl das Gerathenste sein, wenn derselbe zunächst eine Zeit lang den von ihm selbst bezeichneten Lebensweg eines Privatgelehrten einschlage.

Hätte der Director des Studienraths vor Jahresfrist alle die Erwägungen angestellt, die er jetzt Herrn von Schlayer, der deren nicht bedurfte, vorträgt, so würde das Geschick von Strauß wohl eine andere Wendung genommen haben. Jetzt war es zum Einlenken zu spät. Alle Vermittlungen mußten schon am Widerstand des Königs scheitern. „Von einer freien, keinem Reglement, nur dem eigenen Gesetze gehorchenden Forschung hat man wohl überhaupt keine Vorstellung, wenn man ein König ist", sagt Strauß später über König Wilhelm von Württemberg[1]. Demgemäß entschied derselbe auch hier. Der Erlaß des Ministers vom 27. October 1836, der nach einem höchsten Orts erstatteten Vortrag Schlayers in Straußens Sache an den Studienrath erging, schloß Strauß bis zu geleistetem Widerruf seiner „anstößigen und die Grundlagen der christlichen Religion umstoßenden Ansichten" vom Kirchenamt aus, „indem er ein solches Amt nicht nach den Vorschriften und dem Lehrbegriff der Kirche, ohne vor sich selbst als Lügner zu erscheinen, verwalten könnte". Dagegen sei ihm die Anstellung an einem obern Gymnasium offen gehalten. Unzulässig aber sei nicht nur seine Anstellung an der theologischen Facultät, sondern auch das erscheine bedenklich, diesen Mann in der nächsten Zukunft in der philosophischen Facultät anzustellen, weil das Eigenthümliche seiner Ansichten zu auffallend und noch zu neu sei, als daß sein Wiederauftreten an der Universität (und zwar in einem Wirkungskreise, in welchem er, wie es bei dem Lehrer philosophischer Fächer der Fall ist, mit den Studirenden der Theologie in beständigem Verkehr stände), ohne nachtheiligen Einfluß bleiben könnte. — Dieser letzte, schlimmste Theil der Verfügung wurde übrigens Strauß nicht eröffnet. Der Studienrath begnügte sich, ihm seine Fragen dahin zu beantworten, daß er auf Anstellung im Kirchendienst nicht zu rechnen habe, daß man ihm aber eine Anstellung an einem Gymnasium offen halte. Strauß wird doch erfahren haben, wie es mit seinen Aussichten

[1] Kl. Schriften. 1866. S. 282.

stehe, wenigstens ließ er sich nicht länger hinhalten. Er legte seine Stelle nieder und zog nach Stuttgart.

Für's Erste hatte er so dringende Aufgaben vor sich, daß ihm eine zeitweilige Mußezeit sogar erwünscht kam, um mit seinen Gegnern Abrechnung zu halten. Zugleich war er froh, daß mit dem Mangel an Erholung und Zerstreuung in dem menschenleeren und melancholischen Ludwigsburg auch das Ketzergefühl von ihm genommen ward, das sich ihm dort immer tiefer einbohrte[1]. Er warf sich nun hastig in die Arbeit und bereits zu Anfang des neuen Jahres war seine erste Streitschrift druckfertig.

Ueber ein Jahr hindurch hatten die Gegner den an die Schulbank Gefesselten umschwärmt und den Schild des tapferen Schwaben mit Pfeilen gespickt. Als nun aber im Herbst 1836 die Nachricht kam, Strauß ziehe nach Stuttgart, um Streitschriften zu schreiben, waren auch die Gemäßigten voll Mißbilligung. Nun werde die Sache in Persönlichkeiten ausarten, hieß es[2]. Das Hinschießen hätte den Herren schon gefallen, aber das Herschießen fanden sie sehr tadelnswerth. Es war damals bei dem theologischen Waffenspiel wie bei dem wirklichen. Wie die süddeutschen Generalstabsoffiziere hauptsächlich eine Aufgabe studirten, nämlich den Rückzug auf Ulm, während die Franzosen mit Erlaubniß der hohen deutschen Militärbehörden das Brückenschlagen über den Rhein einübten, so hielten sich auch die liberalen Theologen stets den Rückzug offen, während den orthodoxen von Rechtswegen die Offensive zukam. So hatten Schleiermacher, so Bretschneider, so hatte selbst de Wette operirt, das aber war ganz gegen die Abrede, daß ein so allgemein angegriffener Ketzer sich stellte, die Gegner bei der Kehle nahm und sie dem Gelächter der Nation hinwarf. Daß Strauß aus der Defensive heraustrat, daran that er recht. Die Gemäßigten, die diese persönliche Wendung mißbilligten, hätten ihn ruhig verkümmern und von den Behörden

---

[1] Vischer a. a. O. — [2] Vischer, Krit. Gänge I, 122

zu Grunde maßregeln lassen, wie sie immer thun, und hätten dann schließlich noch weise gefunden, daß seine Ader sich doch nicht so ausgiebig erwiesen habe, als man gedacht. Wer auf das Schütteln ihrer weisen Häupter achten, auf ihre Unterstützung sich verlassen will, wird bald genug verlassen sein. Erst in diesem Uebergang zur Offensive kam an den Tag, worin Straußens eigentliche Stärke liege. Es war das jene Ueberlegenheit in der Polemik, gegen die geradezu nichts aufkam. Man hat die Streitschriften von Strauß vielfach denen von Lessing verglichen und es mag sein, daß sie in directem Hinblick auf diese verfaßt wurden, aber einer der gescheutesten Schwaben dieses Säculums, Gustav Rümelin, mit dessen Urtheil über Strauß wir überhaupt am meisten stimmen, hat ganz richtig bemerkt, daß sie dieses Vorbild nicht nur erreichen, sondern übertreffen[1], weil die Lust an der Mensur, die Freude an der eigenen Fechterstellung, die dramatische Behandlung wissenschaftlicher Fragen bei Strauß weit weniger hervortritt, so daß man über den Hagel von Hieben den Fechter vergißt, und nur noch die Empfindung hat, wie geschlagen der Andere sei. Eine Ahnung davon, daß der Verfasser des Lebens Jesu kein bequemer Gegner sein werde, warf schon bei der ersten Nachricht von den kommenden Streitschriften einen Schatten über viele theologische Gemüther. Als vollends verlautete, der Titel des Buches heiße: „Gallerie meiner Gegner[2]" war keiner unter den zahllosen Apologeten so unbedeutend, daß er nicht gefürchtet hätte, in dieser Sammlung aufgehängt zu werden[3]. Diese Befürchtung nun war unbegründet. Der Titel, den Strauß für seine in Heften erscheinenden Repliken wählte, hieß einfach „Streitschriften". Mit souveräner Verachtung äußerte er sich in der Vorrede über den ganzen Zeitungs- und Tractatenkrieg, der gegen ihn geführt worden war und erklärt, für das große Publicum schreibe er überhaupt nicht, denn diesem sei es nie um Belehrung, sondern

[1] Rümelin, Reden und Aufsätze. Tübingen 1875. S. 403. — [2] Allg. K.-Ztg. 1836, S. 1600. — [3] Ebenda 1837, S. 185

immer nur um den Spectakel bei solchen Fehden zu thun. Auch zur Bekehrung seiner Gegner schreibe er nicht. „Nein, so einbildisch bin ich nicht, ruft er, um mich der Hoffnung hinzugeben, diese frommen und gelehrten Männer werden ihre reiflich erwogenen Ueberzeugungen, bei welchen sie sich so wohl befinden, auf mein Zureden hin nun eiligst aufzugeben geneigt sein." Seine Absicht bei seinen Streitschriften sei vielmehr die allgemeinere, an der Stellung der einzelnen Schulen zu seinem Buch die gegenwärtige Theologie überhaupt zu charakterisiren. In den einzelnen Vertretern wolle er die Meinungen, Methode und Taktik ihrer Schule kennzeichnen, doch aber jeden für sich und an sich betrachten, damit man ihm nicht vorwerfe, er habe ihre Gedanken aus dem Zusammenhang gerissen oder über einen allgemeinen Leisten gespannt. Wenn die Gegner nun zum voraus schon aus der Sage von diesen Gegenschriften geweissagt hätten, er werde persönlich sein, sei das wahr und falsch. „Ich werde es, sofern ich mir angelegen sein lasse, die wissenschaftliche Persönlichkeit meiner Gegner zu zeichnen. Wenn ihnen diese Art von Persönlichkeit als unerlaubt, dagegen, wie ihre Schriften zum großen Theil zeigen, die Verdächtigung der religiösen und moralischen Persönlichkeit des Gegners als erlaubt erscheint, so erkläre ich ihnen, daß ich umgekehrter Ansicht bin, und dieser gemäß sowohl ihr Verfahren beurtheile, als das meinige einrichten werde." Es war am 15. März 1837, daß Strauß so schrieb und sein erstes Libell gegen Steudel schleuderte.

2. Die Supranaturalisten.

Wir sahen, daß Strauß seine Entlassung wesentlich Steudel's Einfluß zuschrieb. So lange er im Schuldienste stand, hatte er seinen Grimm gegen Flatt's Vetter niederschlucken müssen, immer jedoch mit

Catull's Vorbehalt: At non effugies meos jambos! Die Schrift, die er nun gegen ihn veröffentlichte, ist das Bitterste, was Strauß überhaupt geschrieben hat und ist ihm von den zahlreichen Schülern Steudel's sehr verdacht worden. In der That war Steudel ein würdiger Mann und hätte gar nicht nöthig gehabt, ein hochwürdiger zu werden. Aber in einer Stellung, für die seine Gaben nicht ausreichten, suchte er durch den Eifer und die Unermüdlichkeit, mit der er sich zum Worte drängte, das Gehör zu erzwingen, das seiner Stellung gebührte und das ihm die harthörige Welt doch nicht gewähren wollte. Für seine Theologie nahm er ein religiös sittliches Interesse in Anspruch, da ihr das wissenschaftliche abging. Wem seine Person nicht imponirte, der sollte doch in ihm den Repräsentanten der ehrwürdigen Tübinger Schule, den legitimen Nachfolger der Bengel, Storr, des ältern Flatt, und den Superattendenten des berühmten theologischen Stifts verehren. So war er wohl selbst eine unscheinbare Persönlichkeit, aber er führte den Schatten seines Urgroßvater Bengel, seines Schwiegervaters Flatt und seines Lehrers Storr mit sich, die ihm Respect vor sich selbst einflößten. Eingelebt in die Einbildung, seit des jüngeren Bengel's Tod die alte Tübinger Schule und damit das Christenthum in Person zu vertreten, fing er in aller Demuth an, sich auch als eine Art von Rüstzeug zu betrachten in jener bescheidenen Unbescheidenheit und dem demüthigen Selbstgefühl, das zu einem solchen Gottesmann gehört. Schon zu seinen Lebzeiten ließ er eine Charakteristik seiner werthen Person durch einen Freund aufsetzen, die sich versiegelt bei seinen Papieren fand. Bei Flatt's Tod legte er eine ähnliche Beichte seiner Unwürdigkeit und seines guten Willens zu seinen Acten — als Material ohne Zweifel für seinen Biographen[1]. Es war wohl so eitel nicht gemeint, als Strauß es ihm auslegt, aber geschmackvoll wenigstens war es nicht, wenn er in seinen Vorreden dem Publicum erzählte, wie er, ein Urenkel des seligen Johann Bengel, Achtung vor Gottes

[1] Vgl. s. Biogr. in der Tüb. Zeitschr. 1838.

Wort schon mit der Muttermilch eingesogen, wie er aus dem Munde erleuchteter Lehrer in den Tagen seiner Bildung die rechte Lehre vernommen und im innigen Umgang mit den Edelsten und Besten sie im Leben erprobt[1]. So weiß er, daß seine Bücher im Dienste des allein irrthumslosen göttlichen Geistes stehen[2], er vergleicht sich und seine dissentirenden Parteigenossen niemanden Geringerem als den Aposteln Petrus und Paulus und seine Bescheidenheit erlaubt ihm, den Bestand seiner Gesundheit während der Abfassung einer Schrift als Zeichen des göttlichen Wohlgefallens an derselben auszulegen. Ja so sehr weiß er sich als Steuermann jenes Schiffes, dessen Capitän Christus ist, daß er als seine Aufgabe gegenüber von Männern wie Schleiermacher u. A. bezeichnet, „unverrückt auf das Wort Gottes als den Kompaß hinzuweisen, und dieses zur Anerkennung zu bringen". Da er nun aber neben dem großen Theologen in Berlin, und in Tübingen selbst neben Baur, mehr und mehr übersehen wurde, pflegte er sich damit zu trösten, daß dieses das Schicksal derer sei, die in stiller Treue und ohne Ansehen wirken[3]. Man braucht sich nur in das Innere einer so construirten theologischen Persönlichkeit zu versetzen, um die tiefe moralische Entrüstung zu begreifen, mit der es den ersten Lehrer und Superattendenten des Stifts erfüllen mußte, daß ein Repetent seiner Anstalt es gewagt hatte, „aus seinem Kabinet heraus[4]" ein solches Buch wie das in Rede stehende zu schreiben und dabei die Ansicht als eine veraltete zu bezeichnen, die, wie er wissen mußte, Dr. Steudel selbst vertrat, zudem dieser Repetent einer jener unempfänglichen Menschen war, der als Student Steudel's Collegien nach wenigen Wochen aufgegeben und während seiner Predigten ein philosophisches Kränzchen gehalten hatte. Aus diesem Gefühl tiefinnerster Indignation heraus hatte er sein vorläufiges Etwas geschrieben, dem nun Strauß sein nachträgliches Etwas hinzufügte. In demselben

[1] Stellen bei Strauss, Streitschr. 1, 96. — [2] Glaubensl. Vorr. X.
[3] Nach Baur bei Klüpfel a. a. O. 418. — [4] Vorläufiges S. 18.

erfuhr der Tübinger Kirchenvater, der sich selbst bei aller Demuth doch höchst ehrwürdig erschien, eine so unehrerbietige Behandlung, daß er für das große Publicum fast als theologischer Malvolio dastand, was der an sich redliche Mann doch wirklich nicht gewesen ist. Die Verwunderung, mit der der gute Steudel um sich blickte und hülfesuchend in seiner Erwiederung das Publicum fragte, „ob es wirklich erforderlich gewesen, jenen Vorrath von Verhöhnungen über ihn auszugießen," macht geradezu einen tragikomischen Eindruck. In der That ist selten eine Schrift mit so schneidender Schärfe vom ersten Worte ihres Titels bis zum letzten Worte ihres Textes analysirt, mit solcher Strenge ihrer Mißverständnisse, Denkfehler und Hohlheiten überführt worden, wie hier Steudel's „Vorläufiges", wobei noch zudem die kalte Ruhe und gewandte Darstellung auf Seiten des Repetenten, der schwerfällige, unbeholfene Ausdruck auf Seiten des Superattendenten den dramatischen Eindruck vervollständigen.

Schon auf den ersten Anlauf streckt der jugendliche David den Vorkämpfer der theologischen Philister zur Erde, indem er mit dem Nachweis beginnt, daß der zwar große aber gedankenarme Kirchenvater alle die Gründe, die er gegen das Vorkommen von Mythen in den Evangelien vorbringe, bereits vor zwanzig Jahren gerade so de Wette entgegengestellt habe, als dieser die mythische Erklärung in's Alte Testament einführte. Dieser ganze Streit, ob mythisch, ob historisch, hatte ja zu Anfang des Jahrhunderts schon ein Mal gespielt, als Eichhorn mit den Künsten der natürlichen Wundererklärung den historischen Charakter der alttestamentlichen Urgeschichte hatte retten wollen und selbst vor der Abgeschmacktheit nicht zurückgeschreckt war, die Erzählung vom Sündenfall auf das Essen einer giftigen Frucht und deren schädliche Folgen zu deuten. Schon im Verlaufe jenes Streits, den de Wette siegreich beendete, war Herr Steudel den „Historikern" mit seinen Gründen eifrig beigesprungen, ohne daß er damit den Sieg der „Mythiker" auch nur verzögert hätte. Um so wunderbarer erscheint es, wenn Dr. Steudel dieselben Argumente auch

jetzt wieder gegen das Vorkommen von Mythen im Neuen Testament hervorholt. Strauß will aber damit nichts bewiesen haben. „Denn wenn auch die Waffen ihrerseits im Kasten nicht schärfer werden, so ist doch vielleicht der zweite Feind schwächer als der erste.“ So geht er denn zunächst den Titel der Schrift mit jener exegetischen Genauigkeit durch, die man einer Offenbarung des sichtbaren Hauptes der Tübinger Schule schuldet. Die Schrift ist nach ihrem Titel zunächst etwas Vorläufiges, d. h. sie ist nicht nur allen andern Gegenschriften, sondern auch dem Schluß des Buchs, das sie widerlegt, mit erstaunlicher Behendigkeit vorangelaufen. Hatte Steudel es in einem ähnlichen Falle an Schleiermacher als Unhöflichkeit bitter gerügt, daß er bei seiner Entgegnung den Schluß von Steudel's Rede nicht abgewartet, so findet Strauß darin, daß Steudel nun diese Eigenheit selbst annehme, einen erfreulichen Beweis dafür, daß derselbe sich dem Einflusse des großen Theologen unserer Zeit doch nicht ganz verschlossen habe. Das Vorläufige ist dann ein zu Beherzigendes, wie immer bei Herrn Steudel, der rein wissenschaftliche Fragen des Kopfes mit dem Herzen für die Herzen zu entscheiden pflegt. Das Vorläufige soll beherzigt werden bei Würdigung der Frage über die historische oder mythische Grundlage des Lebens Jesu, wie dieses die kanonischen Evangelien uns darstellen, d. h. es will die falsche Vorstellung erwecken, als ob das in Rede stehende Buch jede historische Grundlage des Evangeliums läugne. Das vorläufig zu Beherzigende u. s. f. wird vorgehalten aus dem Bewußtsein eines Gläubigen, womit angedeutet werden will, daß sein Gegner ein Ungläubiger sei. Der Gläubige ist ein solcher, der den Supranaturalisten beigezählt wird, d. h. trotz des Spotts der Welt rühmt er sich in seiner Demuth, dieser verschollenen Weltansicht zuzugehören. Das Vorläufige ist endlich noch bestimmt zur Beruhigung der Gemüther, d. h. die Gemüther, die von dem Buche noch gar nichts wußten und ohne Herrn Steudel nichts davon erfahren hätten, müssen erst beun-

ruhigt werden, damit der fromme Mann sie dann wieder durch sein vorläufig zu Beherzigendes beruhigen kann.

Das wäre denn der Titel und nun erst kommt die Einleitung. Strauß destillirt aus ihr das heitere Geständniß der Empfindlichkeit des Herrn Steudel darüber, daß es einer „gewissen Seite fort und fort gefalle, seine Bemühungen um die Vermittlung des Glaubens mit der Wissenschaft ganz zu übersehen." Dessen ungeachtet aber betrachtet er den Vorwurf, daß der Supranaturalismus sich unfähig erwiesen habe, den Rationalismus zu bewältigen, als eine ihm persönlich erwiesene Insolenz, als ob unter Supranaturalismus immer er gemeint sein müsse. Im ersten Theile seiner Schrift nimmt nun Strauß die Beweisstücke Steudel's gegen das Vorkommen von Mythen in der Bibel durch, wobei immer in der Note verzeichnet steht, wie dasselbe Beweisstück vor zwanzig Jahren gegen de Wette gelautet hat. Wir können hier nicht Punct für Punct der Rede und Gegenrede nachgehn, das Hauptsächlichste aber ist Folgendes: wenn Steudel die große Umwälzung, welche das Christenthum hervorbrachte, nicht will begreifen können ohne Wunder, so führt ihm Strauß zu Gemüth, daß die größte geschichtliche Umwälzung, als eine Wirkung des Geistes auf Geister, sich immer leichter erklärt, als eine Wirkung des Geistes auf Körper, als eine Brotvermehrung durch ein Wort, Wasserverwandlung durch einen Willensact u. dgl., daß also, was Steudel für eine Erklärung halte, vielmehr eine Vermehrung der Räthsel sei. Wenn Steudel zum zweiten meint, es sei unbegreiflich, daß ein gekreuzigter Jude die christliche Kirche gestiftet habe, so erwidert Strauß, es sei noch viel unbegreiflicher, wie die Juden einen Mann, der in der Hauptstadt so ungeheure Wunder that, kreuzigen konnten, wobei nebenher auch für Doctor Ullmann die Bemerkung abfällt, da er ewig von dem „weltgeschichtlichen Paradoxon" rede, daß das Christenthum durch einen gekreuzigten Juden gestiftet sei, scheine er die Stiftung des Christenthums durch einen lebendigen Heiden weniger merkwürdig zu finden. Wenn Steudel ihm vorwirft, daß er den Gläubigen

ihren Glauben raube, so bestreitet Strauß, daß, was er für mythisch erkläre, an sich Kraft und Trost für die Gemüther gehabt habe. Daß Petrus im Munde des Fischs eine Münze fand, hätte schwerlich irgend jemanden erbaut, wenn es nicht Christus gewesen, auf den diese Geschichte bezogen wurde. Ueberhaupt nicht die einzelnen Anekdoten machen die Person Christi bedeutsam, sondern seine Person ist es, die unbedeutende Erzählungen bedeutend machte. Das, was z. B. der Apostel Paulus das Evangelium nenne, sei nicht eine Summe einzelner Erzählungen. Er erwähnt weder der Speisung der 5000, noch des Wandels auf dem Meer, noch der andern Wunder, sie können dem Apostel also auch nicht zum Wesen des Christenthums gehört haben, denn der Glaube an die Person Jesu sei unabhängig von jenen einzelnen Erzählungen. Hat Steudel ihm siegesgewiß entgegengehalten, daß der weltumwandelnde Christus doch auch bestimmte, scharf ausgeprägte Züge getragen haben müsse, so erhält er die verblüffende Antwort: Gewiß, nur wissen wir nicht, welche? Auch das argumentum a terribili will Strauß nicht gelten lassen: „es wäre ja schrecklich, wenn es so wäre", und hat ihm der ehemalige Vorgesetzte den Verweis zugedacht, er hätte solche die Gemeinde verwirrenden Gedanken doch wenigstens in einer wissenschaftlichen Form vortragen müssen, die dem größeren Publicum unzugänglich geblieben, so ist Strauß mit der maliciösen Entschuldigung bei der Hand: Herrn Steudel's Stil stehe eben nicht jedermann zur Verfügung. Schließlich hatte Steudel auch gerügt, daß keine Silbe des Buches den geringsten Schmerz bei dieser Zerstörung der Heiligthümer seiner Brüder verrathe, Strauß dagegen meint, auch für die Brüder werde am Ende Wahrheit das Förderlichste sein. „Ja ich hasse, ruft er zornig aus, jenes andächtige, zerknirschte und angstvolle Reden in wissenschaftlichen Untersuchungen, welches auf jedem Schritte sich und dem Leser mit dem Verluste der Seligkeit droht, und ich weiß, warum ich es hasse und verachte. In wissenschaftlichen Dingen verhält der Geist sich frei: soll also auch freimüthig das Haupt erheben, nicht knechtisch es

senken; für die Wissenschaft existirt unmittelbar kein Heiliges, sondern nur Wahres: dieses aber verlangt keine Weihrauchwolken der Andacht, sondern Klarheit des Denkens und Redens; noch kennt der Geist, wo er der Spur der Wahrheit zu folgen sich bewußt ist, eine Gefahr: sondern ist völlig ruhig über das Ziel, zu welchem sie ihn führen wird, überzeugt, es werde das beste sein. Alles jenes andächtige, beklemmte Wesen aber in Sachen der Wissenschaft kann nur dazu dienen, das Denken scheu und befangen zu machen, es durch fremdartige Rücksichten zu bestechen, und statt zum Ziele der Wahrheit vorwärts, vielmehr im Kreise dahin zurückzuführen, wo das Vorurtheil längst stand, und auch fernerhin zu verbleiben wünscht."

Der zweite Theil spielt dann den Krieg auf das Gebiet des Gegners hinüber, um ihm das Geständniß abzuzwingen, daß er, der stets die Achtung vor Gottes Wort, die Scheu vor dem Heiligen, die Keuschheit der Auslegung im Munde führe, eben diese Schrift, wo er sich mit ihr einlasse, vergewaltige, und daß sein Glaube der Glaube seiner Schule sei, nicht der der Schrift. Ironisch meint Strauß, dieses Eingehen auf Steudel's eigene Theologie dem hochwürdigen Herrn schuldig zu sein, da dieser nicht nur sonst sich über „Nichtbeachtetwerden" beklage, sondern auch in seinem „Vorläufigen" derer wieder gedenke, denen es gefalle, den Antheil derjenigen ganz zu ignoriren, die in stiller Treue und ohne Ansehen wirken. „Ich müßte den bescheidenen Mann nicht kennen, setzt Strauß hinzu, um nicht zu wissen, daß er hierunter auch namentlich sich selbst versteht: und da fühle ich mich denn allerdings von dem hierin liegenden Vorwurf einigermaßen getroffen. Nachdem ich in meinen Studienjahren einiges Wenige von Herrn Dr. Steudel gelesen hatte, faßte ich bald den ordentlichen Vorsatz, dies für's Künftige durchaus zu unterlassen. Man muß die Steudel'schen Schriften kennen, um einen solchen Entschluß begreiflich zu finden. Ein Gestrüppe von Sätzen, nach der nothdürftigen grammatischen Möglichkeit, ohne Anschaulichkeit und Geschmack durcheinander geschränkt; der Fortschritt wie auf einer

mit klebrichter Masse bedeckten Straße; mögen hierbei die Gedanken sein, wie sie wollen, so kann sich doch Einer, namentlich in jüngeren Jahren, schon durch jene Außenseite abgeschreckt finden. So würde auch ich jenem Vorsatze ohne Zweifel treu geblieben sein, wenn Herr Dr. Steudel nicht für gut gefunden hätte, gegen mich zu schreiben. Das, zumal es das Erste war, was gegen mich erschien, mußte ich wohl lesen, und als ich darin den angeführten Vorwurf fand, schlug ich in mich und fing an, auch seine übrigen Schriften zu studiren."

Das Resultat dieser Prüfung, die Entdeckung, wie es mit Herrn Steudels demüthigem Glauben an die Schrift stehe, ist denn der zweite Theil von Straußens Libell. Er registrirt zunächst alle Versicherungen Steudels, daß er gesonnen sei, der Schrift nichts abzubrechen noch hinzuzuthun, sondern sie mittelst einer keuschen und nüchternen Exegese als einzige Führerin zu benützen. Treten wir nun aber an Steudel's Auslegung des Alten Testaments heran, so findet zunächst der Menschenwitz des Gläubigen, der den Supranaturalisten beigezählt wird, doch merkwürdig, daß Licht und Vegetation, Tag und Nacht auf Erden sollen gewesen sein vor Schöpfung der Gestirne, des Mondes und der Sonne. Die klaren Worte des Textes, am vierten Tage machte Gott die zwei großen Lichter, Sonne und Mond, heißen demgemäß für die keusche und nüchterne Exegese, die dem Worte Gottes nichts hinzuthut, daß Gott am vierten Tage (nachdem die Nebel sich verzogen hatten) die Gestirne sichtbar werden ließ, nicht daß er sie selbst erst am vierten Tage schuf. Im folgenden Kapitel nimmt Gott den Menschen und setzt ihn in den Garten Eden und gebietet ihm und spricht zu ihm und im dritten Kapitel spricht nicht nur Gott, sondern auch die Schlange. Die nüchterne Exegese des Herrn Steudel findet darin durchaus nicht ein „in hörbaren Lauten geführtes Wechselgespräch, sondern der noch unverdorbene Mensch verstand bei seiner Empfänglichkeit für alle Eindrücke und Bewegungen der innern und der äußern Welt die Gedanken wie Gottes, so der Thiere". Springen wir von der

redenden Schlange gleich zur redenden Eselin über, so findet er, ganz nach Paulus Weise, keine große Schwierigkeit in der Annahme, „daß das Seufzen, die von der Eselin ausgestoßenen Empfindungslaute, in Bileam ein Selbstgespräch veranlaßt hätten, das nun als Wechselgespräch zwischen ihm und der Eselin, nach der lebhaften orientalischen Darstellungsweise, beschrieben wäre". Die Exegese Steudels, die sich unbedingt vor dem Worte der Schrift beugt, erlaubt also hier, einen Theil des Schriftworts aus der lebhaften orientalischen Darstellungsweise zu erklären, vermöge deren als Wort der Eselin dargestellt werde, was Bileam eigentlich nur gedacht habe. Wie nun aber diese gläubige Exegese andere Exegeten verhindern will, alle wunderbaren Anreden, Himmelsstimmen, Reden von Engeln, — von der Rede Jehova's im feurigen Busche bis zur Anrede Jesu an Paulus auf dem Wege nach Damaskus, ebenso wegzudeuten und sie aus der „lebhaften orientalischen Ausdrucksweise" zu erklären, sehe ein Anderer. Neben der einen Umdeutung läßt indessen Steudel noch die Wahl, ob es sich vielleicht um einen Traum oder eine Vision Bileams gehandelt haben möchte, wofür er sich wieder ganz rationalistisch, darauf beruft, daß das Reden der Eselin den Propheten ja gar nicht in Verwunderung setze, als ob sich etwa Achilles bei Homer verwundere, wenn sein Pferd ihn anredet und aus der Unbefangenheit der Erzählung nun sofort geschlossen werden dürfte, Homer wolle hier einen Traum oder eine Vision oder eigene Gedanken des Achilles, nicht ein Wunder erzählen. Ohnehin führt der Grundsatz, derlei Erzählungen ohne Weiteres für einen Traum zu erklären, sehr weit, wie denn Strauß seinem Gegner, wo er sich in ähnlicher Weise mit dem Fisch des Jona herumquält, den boshaften Rath gibt, mit Andern anzunehmen, daß der Prophet in seinem krankhaften Zustand von einem großen Fisch geträumt habe und durch den Traum zum Gehorsam gebracht worden sei. Die dreißig Proben keuscher Exegese, die Strauß der Reihe nach aufführt, beweisen nun nicht mehr als diese drei, sie beweisen nämlich, daß „das Bewußtsein eines Glaubigen, der den Supra-

naturalisten beigezählt wird", zwar nicht grundsätzlich, wie der Rationalist, alles Wunderbare wegdeutet, sondern um seinen Wunderglauben zu erweisen, die leichteren Stücke stehen läßt, daß dagegen gerade die Hauptwunder für dieses Bewußtsein eben so wenig vorstellbar sind, wie für die Ungläubigen, weßhalb der Gläubige in solchen Fällen gut rationalistisch der Schrift das Wort im Munde verdreht. Mit Recht frägt darum Strauß zum Schluß seiner Revue Steudel'scher Auslegungen, wo denn nun die Achtung gegen Gottes Wort geblieben sei? Soll man ein Kaiserwort nicht drehen und deuteln, so doch noch weniger Gottes Wort. Die Manier des Supranaturalismus, die eigene Ansicht den Schriftstellern unterzuschieben, während der Rationalist meist zugesteht, daß der Schriftsteller den natürlichen Vorgang irrthümlich für einen wunderbaren gehalten habe, verderbe das Edelste im Menschen, den Wahrheitssinn, indem er den Buchstaben sagen lasse, was er nicht sage und selbst zu glauben vorgebe, was er nicht glaube. „Wenn Herr Dr. Steudel, resumirt darum Strauß, kein Hehl hat, der neuesten Dialektik und Speculation einen gefährlichen Einfluß auf die Jugend zuzuschreiben, so will ich mich weder der einen noch andern annehmen, aber gegen seine Richtung spreche ich öffentlich die Anklage aus, daß sie die Grundsäule des geistigen Lebens, die Wahrhaftigkeit des Menschen gegen sich selbst untergrabe".

Der Eindruck, den die Schrift gegen Steudel machte, war ein ungeheuerer. Der Supranaturalismus, schon lang hinfällig, erhielt hier seinen Todesstoß. Von da ab wollte kein Theologe mehr mit dem Namen bezeichnet werden, der einen so lächerlichen Klang in den Ohren der Zeit erhalten hatte. Auch Leute, die ganz ohne Frage in das Steudel'sche Lager gehörten, begannen nach andern Namen zu suchen. So gingen die verständigen Supranaturalisten in Gläubige, von den Andern Pietisten genannt[1] und in Vermittlungstheologen auseinander, je nachdem

[1] Ueber diese Wandlg. vgl. Märklin, der moderne Pietismus Stuttg. 1839. S. 1 f.

das supranaturalistische oder das verständige Element in ihnen überwog. Etliche speculative Köpfe, die eigentlich auch hierher gehörten, gesellten sich äußerlich der Schleiermacher'schen Schule zu, kurz die Deroute war vollständig.

Steudel selbst gab seinem ehemaligen Untergebenen in seiner Zeitschrift einen kurzen Bescheid, der freilich fünfundsiebzig Seiten umfaßt und in dem er sich abquält, theils die gute Berechtigung lächerlich gewordener Auslegungen zu erweisen, theils neue Auskünfte in Aussicht stellt, wie die Mitleid erregende, das Stück über Bileam sei ein eigenes Memoire des Propheten Bileam, in dem dieser seinen Traum erzählte und das Moses in seine Erzählung eingerückt habe. Diesem Seher brauche er dann nicht den gleichen Grad irrthumsloser Glaubwürdigkeit zuzuerkennen und zur Sache berufe er sich auf die Erfahrung, daß der Mensch nie geneigter sei, von einer wirklich unternommenen Reise zu träumen, als gerade in der Nacht vor einer beschlossenen[1]. Solche Einwendungen eines schwach gewordenen Denkvermögens, gegenüber einem Gegner wie Strauß, berühren geradezu peinlich und der Leser wird die ganze Lectüre der Schrift hindurch den Vers nicht los: „Auf dem Dache sitzt ein Greis, der sich nicht zu helfen weiß". Was aber den bedauerlichen Eindruck vollendet, ist der schließliche Appell an das Herz des Mannes, dem er sein Leben zerstört hat, und den er nun fragt, ob er sich denn nicht erinnere: „wie er selbst nicht selten als Studierender in dem trauten Kreise saß, welchen um diesen von ihm nun als so empfindlichen Wesens vor der Welt hingestellten Professor und Superattendenten Studierende und Zöglinge des Seminares bildeten, in welchem Kreise ganz als ihnen angehörig, zu offener, freier Mittheilung aufmunternd, dieser nach Herrn Strauß so gestrenge, unanrührbare Vorgesetzte, dann doch in alles theilnehmend eingehend, manches gemüthliche Abendstündchen mit ihnen verkehrte?

---

[1] Tübinger Zeitschr. 1837; 3, 132.

Ich frage Herrn Strauß: Ob der, welchen er zeichnet, derselbige ist, dessen Bild er damals vor sich sah und welchen Grund er hat, in dem Alten, den Alten nun nicht mehr zu finden?" Ja alt, sehr alt war dieser noch nicht sechzigjährige Mann vor der Zeit geworden und in so fern war es eine unbarmherzige Rache, die Strauß an ihm genommen. Auch fühlte Steudel, trotz seines Versuchs, „kurzen Bescheid" zu geben, nach dem Zeugniß seiner Collegen, recht wohl, was an ihm geschehen.

„So sehr er, berichtet Baur[1], in den Voraussetzungen seines Standpunktes befangen war, so hatte er doch ein zu zartes Wahrheitsgefühl, als daß er das Wahre des ihm von dem Gegner Entgegengehaltenen sich völlig hätte verbergen können, und je mehr hier zusammentraf, um das Interesse an dem Streit in ganz Deutschland zu erhöhen, um so tiefer fühlte er sich getroffen. Das ganze System, mit welchem er so eng verwachsen war, hatte einen zu starken Stoß erlitten, als daß er dagegen hätte Stand halten können . . . So liegt etwas Tragisches in Steudels Ausgang . . . Mit wahrer Pietät gegen die ihn so nahe angehenden Häupter der alten Schule hatte er es auf sich genommen, ihr System in seinem ganzen Umfang, ohne sich irgend ein Zugeständniß abdringen zu lassen, aufrecht zu erhalten. Aber er mußte immer wieder die schmerzliche Erfahrung machen, daß es vergeblich sei, dem übermächtigen Andrang der Zeit zu widerstehen. Nun hatte er zuletzt noch einen Sturm zu bestehen, welcher ihn tief innerlich erschütterte und dem er erlag. . . . Was das tragische Interesse an ihm erhöht, ist, daß er als ein durchaus rechtschaffener, wohlmeinender, aufrichtiger und gerader, für alle Gefühle der Freundschaft und Liebe offener Mann die allgemeinste Achtung genoß, wie er denn auch in seiner letzten Krankheit, (er erlag wie Bengel einer Operation,) die Aufrichtigkeit seiner Frömmigkeit bewährte". Am 15. März 37 war Straußens

---

[1] Bei Klüpfel a. a. O.

Schrift beendet worden, der 24. Oktober desselben Jahres hatte den Tod des letzten Supranaturalisten zu verzeichnen. Die Gedächtnißrede im Seminar hielt ihm der Repetent Dr. Dorner, der den Verlust, den die Anstalt durch diesen Hingang erleide, einen unersetzbaren nannte. „Sein Name, bezeugt der Redner, hat einen europäischen Klang, denn er gehört zu denen, die in dem großen Werke der geistigen Entwicklung der Menschheit einer eigenthümlichen Aufgabe gewürdigt werden von jener höheren Hand, die für die rechte Zeit die rechten Männer in's Dasein ruft, und sie mit den Gaben ausstattet, deren sie für ihre Laufbahn bedürfen". „Ja der Schlag, der uns so unerwartet und wie aus heiterem Himmel traf, trifft nicht nur wenige Einzelne und beschränkte Kreise, sondern das Ganze. Er ist dem Vaterland genommen u. s. w." Steudels Verdienst wird von Dorner darin gesucht, daß er mit Bengel alle Angriffe des Kant'schen Rationalismus abgeschlagen und auf der andern Seite die schwächliche und laxe Sentimentalität der Jakobi'schen Schule durch seine biblische Richtung gekräftigt habe. Die Geschichte pflegt anders zu urtheilen als der Leichenredner. An Stelle des als unersetzlich bezeichneten Lehrers trat Herr Dorner selbst und als dieser berühmteste Schüler Steudels nicht lang nachher nach Kiel abging, wurde nach längerem Provisorium unter Elwert und Zeller im Jahr 1841 Landerer berufen, während nach Kern's Tod 1842 der als energische Persönlichkeit bekannte Vertreter des biblischen Realismus, Professor Tobias Beck eintrat, der denn auch den Tübinger Studien einen neuen Charakter aufgeprägt hat. Die philosophische Facultät erhielt dagegen schon im Frühjahr 1838 einen Zuwachs in Ewald. Auch er hatte sich bereits gegen Strauß ausgesprochen, ohne doch sein Buch „eigentlich" gelesen zu haben[1]. Man erzählt, um sein Urtheil über dasselbe befragt, habe Ewald, ganz er selbst, erwiedert: „Wenn der junge Mann

[1] Vgl. Beilage IV, S. 18.

Zweifel hatte, konnte er mich ja fragen, was brauchte er gleich ein Buch darüber zu schreiben". So waren Straußens Aussichten auch in der philosophischen Facultät um nichts besser geworden.

4. Der süddeutsche Pietismus.

Württemberg ist von alten Zeiten her das klassische Land der Sectirerei und des Pietismus. Der hartköpfige Alemanne ist von Natur Separatist. Wo er sich nach seiner Neigung einrichten kann, lebt er für sich, jeder auf seinem Hof. Langsamer als andere Stämme hat der schwäbische sich an das Zusammenwohnen in Dörfern und Städten gewöhnt. Auch kirchlich machte sich dieser Zug, gepaart mit dem grübelnden schwäbischen Tiefsinn, schon frühe geltend. Durch das ganze Mittelalter hindurch waren die nachher verwelschten Schwaben zwischen Vogesen und Schwarzwald der Hauptheerd des Sectenwesens. Dort beginnt im zwölften Jahrhundert das geheimnißvolle Murmeln und Flüstern der manichäischen und bibelgläubigen Conventikel; Winkler, Ortlieber und Gottesfreunde finden es nicht mehr tröstlich in großen Städten zu wohnen und agiren unter dem Landvolk und in den Flecken. Auch der Heimathsschein des Spener'schen Pietismus weist nach den gleichen Gegenden. Aber für die Schwaben am Oberrhein hat der zunehmende französische Einfluß die Neigung zur Sectirerei gedämpft; der keltische Tropfen Bluts kam hier wieder zum Durchbruch. Dagegen floß in Württemberg das unverdünnte schwere Alemannenblut in den Adern des Volks. Als man anfing, an den gewohnten gottesdienstlichen Formen zu rütteln, da regte sich der alte Alemannentrotz und der gemeine

Mann zog vor, statt die dünne Suppe der neuen Aufklärung zu kosten, seine alte, steife, schwere Kost sich selbst zu kochen.

Im Jahr 1791 ward das neue Gesangbuch und 1809 die neue Agende eingeführt. Das Landvolk hing an den alten Liedern und achtete eine Taufe, bei der die Pathen dem Teufel nicht absagten, nicht für voll. Manche Hausväter tauften ihre Kinder selbst und ließen sich dann dafür in's Gefängniß setzen. Selbst durch Gensdarmen führte man renitente Familien in die gemiedene Kirche, ohne damit dauernd etwas zu erreichen. Als die Niederlagen Napoleons begannen, war die Aufregung der Stundenleute auf einen Punkt gekommen, daß sie in diesen Ereignissen den Beginn des jüngsten Gerichtes sahen. Sie erklärten Napoleon für den Apollyon der Offenbarung mit dem N des Reins an der Stirne. Kaiser Alexander erschien ihnen als der Herrscher, den Jehova im Osten erweckt, das Volk Gottes zu erlösen. Stilling, mit dem russischen Kaiser befreundet, nährte diesen Wahn. So begannen 1816 und 1817 Auswanderungen nach und nach von 7000 Seelen nach Rußland. Jetzt endlich schlug die Regierung in sich. Nachdem alle Polizeimaßregeln gegen die Separatisten nicht gefruchtet hatten, erlaubte 1818 König Wilhelm, daß die Unzufriedenen zu einer Gemeinde in Kornthal zusammentraten und sich ihre eigene apostolische Gemeindeverfassung gaben. Statt die Donau abwärts zu fahren, zogen die Gläubigen nach ihrer inländischen Freistätte, wo sie sich organisirten unter der klugen und energischen Leitung eines früheren Schreibers, des Leonberger Notars Hoffmann, der allen Größen des Pietismus, Pfarrer Machtolf, Lavater, Stilling, Michael Hahn, Flatt u. A. befreundet gewesen war [1]. Hoffmann ward durch einen Dekan der Landeskirche in sein Amt eingeführt. Er ließ seine Söhne in den Württembergischen Klosterschulen erziehen und den Einen, den späteren Generalsuperintendenten der Mark Brandenburg, in den

[1] Vgl. Wilh. Baur's Biographie von Wilh. Hoffmann. N. Ev. K.-Ztg. 1873, Nr. 43 f.

Kirchendienst treten. Mit dem Mysticismus des Sectirers verband er, wie schon dieses Verhalten zeigt, gesunden Weltverstand. Auf keines der Privilegien der Separirten verzichtend, wußte er doch auch die Rechte des legalen Landesgeistlichen sich zu wahren und fand sich regelmäßig auf den Pfarrconferenzen ein, wo er bei seiner überlegenen Persönlichkeit eine hervorragende Rolle spielte. Neben Kornthal bestanden dann noch zahllose kleinere Gemeinschaften der verschiedensten Richtung, Herrenhuther, Michelhahnianer, Pregizerianer, Bengel'sche Apokalyptiker, Oetingerianer u. s. w. Die Erscheinung selbst ist eine viel zu allgemeine und nachhaltige, um sie anders als aus einem ernsthaften, unbefriedigt gebliebenen religiösen Bedürfniß des Volks zu erklären. Das zum Mystischen neigende schwäbische Gemüth hat den Drang, die Schriftlehre sich tiefer anzueignen, sie inniger in sich zu erleben, als in den äußerlichen Formen des hergebrachten Kirchenthums. So setzte es an Stelle der öden Langweile des öffentlichen Gottesdiensts die traulichen, vom Reiz des Geheimnisses umgebenen Winkelversammlungen, in denen jeder von seinen eigenen inneren Erfahrungen reden, die Fülle seiner Empfindungen in Worten, Ton und Blicken zum Ausdruck bringen konnte. Das innere Leben, das den sinnigen Schwaben vor allen andern deutschen Stämmen auszeichnet, schuf sich hier eine originelle Heimath. Wie der weltliche Schwabe seine Stammkneipe mit einigen wenigen Freunden für sich hält, so braucht der „Erweckte" seine Winkelstunde[1]. Da die Neuerungen in Lehre, Liturgie und Gesangbuch Ausgangspunkt der Opposition gewesen waren, sympathisirte ein großer Theil der Geistlichkeit selbst mit dem Pietismus. Der weltkluge Vorsteher von Kornthal, wußte das Verhältniß mit solchen Geistlichen wieder herzustellen, überhaupt, die Gunst dieser Lage auszunützen. Man fing an, die Partei unter den Pfarrern

[1] Daß beide Bedürfnisse zuweilen Hand in Hand gingen, zeigt ein höchst origineller Brief im Christenboten 1836, S. 312, in dem geklagt wird, „daß bei sogenannten Monatsstunden verschiedene Personen Wein herbeibringen, nicht bloß für die Fremden, sondern auch für die Einheimischen".

zu organisiren. Eine Conferenz versammelte halbjährlich die Gläubigen aus denselben, die sich etwa auf hundert Köpfe beliefen und den Pfarrer von Kornthal, „als gar liebes und thätiges Mitglied", regelmäßig unter sich fanden[1]. Von den Mitgliedern der Facultät pflegte sich Steudel je und je einzustellen, nicht ohne die Miene des Protectors, doch werthvoll für die Conferenz, deren friedfertigen Charakter er in seinen Berichten attestirte[2]. Die pietistischen Pfarrhäuser und die Sitze der berühmten Stundenhalter wurden so Mittelpunkte einer großartigen Organisation, die sich als Stationen des Missionsvereins, Bibelvereins, der Tractatengesellschaft u. dgl. gab, in der That auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit und des sittlichen Rettungswesens Anerkennenswerthes leistete, zugleich aber auch über die Kirche ein Netz ausspannte, in dessen Maschen sich alles Wissenswürdige verfing und dessen Stränge viel stärker waren und viel rascher und straffer angezogen werden konnten, als die des officiellen Kirchen- und Schuldiensts. Der Moniteur der Partei war der „Christenbote", ein von Pfarrer Burk in Großbottwar redigirtes, vor dem Strauß'schen Streit ganz friedliches Volksblatt. Ihre begabtesten Vertreter waren Pfarrer Kapff, damals in Kornthal, Wilhelm Hofacker in Waiblingen, später in Stuttgart, Diakonus Hoffmann in Winnenden, Dr. theol. Barth, Vorsteher des Calwer Verlagsvereins und Herausgeber des Missionsblatts, derselbe, der nachmals Märklin aus dem Kirchendienst trieb.

Daß dieser ganze Apparat des Pietismus nun gegen Strauß und den mit Baur am Stift sich regenden neuen Geist in Bewegung gesetzt wurde, ist nicht zu verwundern. Als einen Kampf gegen den Pietismus haben Straußens Freunde auch von vorn herein den Kampf um sein Buch betrachtet und in Schwaben hat derselbe nie einen andern als diesen Charakter gehabt. Dennoch sind nicht jene pietistischen Verbände es gewesen, die ihrerseits Straußens Entlassung verlangten; man gewinnt eher

---

[1] Ev. K.-Ztg 1835, p. 565. — [2] Ev. K.-Z a. a. O.

den Eindruck, als ob jene Tübinger und Stuttgarter Kreise, die gegen Strauß vorgehen wollten, sich die Mitwirkung der pietistischen Organe erbeten hätten. Erst zwei Tage vor dem Bekanntwerden der Schlayer'schen Entschließung, nahm der Stuttgarter Christenbote von dem Straußischen Buche Notiz, indem er am 26. Juli folgende Anfrage brachte: „Mein lieber Christenbote! Wenn der Apostel Johannes 1. Joh. 1 schreibt: „Das da von Anfang war, das wir gehöret haben, mit unsern Augen, Händen betastet haben ꝛc. das verkündigen wir Euch;" und wenn Paulus 1. Kor. 15 sagt: „Ist Christus aber nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel" — so glaubte ich bisher, dies sei das Fundament, auf dem unsere christliche Kirche, und damit auch unsere evangelische Kirche beruhe. Nun ist aber vor etlichen Wochen ein Buch angekündigt worden: „das Leben Jesu", kritisch bearbeitet von Strauß, und in dieser Ankündigung wurde gesagt, daß diese Bearbeitung der Lebensgeschichte unseres Herrn Jesu Christi vom mythischen Standpunkte aus gemacht worden sei. Das Buch selbst habe ich noch nicht gelesen, (es gibt ja sonst noch viel zu lesen), aber die Ankündigung schon sagt es, daß der Verfasser die Lebensgeschichte Jesu mythisch (als eine unbegründete Sage) aufgefaßt haben wolle. Nun sind freilich der Auffassungsweisen dieses Gegenstandes schon gar viele gewesen, doch — so viel ich weiß — hat man inzwischen gegen das Factum der Geschichte inmitten der Christenheit nichts vorgebracht, wenigstens nicht in unserer vaterländischen Kirche. Ich lasse auch jedem Einzelnen die Freiheit, eine Auffassungsweise sich zu wählen, welche ihm beliebt. Weil aber der Verfasser ein Lehrer unserer vaterländischen Kirche, ja sogar im Seminar unserer künftigen Lehrer angestellt ist, so erschien mir die Sache doch bedenklich, weil ich aus leicht begreiflichen Gründen nicht gern in einem Hause wohne, dem man das Fundament genommen hat. Ich bitte daher den lieben Christboten, mir, und mit mir noch Andern, zu rathen, und uns mit Gründen zu überzeugen, wie wir als consequente Männer noch immerfort Genossen einer Gesellschaft bleiben können, die ihre Fun-

damental-Grundsätze sich unter der Hand wegnehmen läßt, ohne sich dagegen zu wehren, oder im Angesicht der ganzen Gesellschaft solche furchtlos und treu zu behaupten." Die Entscheidung der Behörde, die vom 28. Juli datirt ist, stand damals schon fest und die salbungsvolle Anfrage sollte wohl nur auf den Schlag vorbereiten. So ist denn der Christenbote in der Lage, auf die bestellte oder auch selbstverfertigte Interpellation sofort den Bescheid hinzuzufügen. „Antwort: Wie der Bote gehört hat, ist diese allerdings höchst wichtige Frage bereits ein Gegenstand der Berathung unserer kirchlichen Oberbehörden geworden, und wird hoffentlich auf eine die Mitglieder der evangelischen Kirche Württembergs beruhigende Weise entschieden werden. Sobald ihm Näheres bekannt sein wird, wird der Bote nicht säumen, seinen Lesern hievon Nachricht zu geben." Da der Christenbote bis dahin die Angelegenheit, nach seiner seitherigen Praxis, das Treiben der Ungläubigen der Kunde des gemeinen Mannes zu entziehen, noch gar nicht berührt hatte, ist um so mehr vorauszusetzen, daß diese Note einer Anregung der officiellen Kreise ihren Ursprung verdankt, denn da die Redaction weiß, wie es um die Sache steht, hatte sie ihrerseits doch kein Interesse, sich noch in zwölfter Stunde in die Frage zu mischen, man übernahm aber gern die Rolle des „Publicums", auf das Flatt sich berufen hatte. Doch sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls ist Baur der Meinung, der Erlaß gegen Strauß, der durch die Gutachten der unteren Stellen widerrathen war, müsse auf ganz specifische Einflüsse zurückgeführt werden, die auch durchschlugen, „da ein Mann an der Spitze der Studienbehörde stand, welcher, obgleich einst selbst akademischer Lehrer, in seiner späteren Zeit gar zu sehr nach äußeren Rücksichten zu handeln gewohnt war" [1]. Ganz ausdrücklich nahm dann die pietistische Partei den Kampf auf in einer Reihe von Artikeln, die die Ueberschrift trugen „Glauben und Unglauben [2]" und die selbst ankündigten, daß sie dem vielbesprochenen Buche des Tübinger Repetenten

[1] Bei Klüpfel 414. — [2] Jahrgang 1836 Nr. 26 f.

in erster Reihe gälten. Man werde in der nächsten Zeit, heißt es, allerlei Straußische Gründe gegen die Wahrheit hören und da wolle der Christenbote seine Leser in den Stand setzen, auch ein Wörtlein über die Sache mitzureden. Das Wesentliche dieser Aufsätze ist eine Geschichte des Rationalismus in populärstem Stil. Nach dem Verfasser war der erste Rationalist die Schlange im Paradies, die zu Eva sprach: sollte Gott gesagt haben? Seitdem sei der Rationalismus mit der bösen Lust von Haus aus verschwistert. Wahre Sittlichkeit gebe es nur, wo der geoffenbarte Wille Gottes anerkannt werde, denn es gebe nur ein Wort Gottes, aber sehr verschiedene Sorten von Vernunft. Des Lehrers Vernunft sage vielleicht, man solle seinen Nächsten mit Liebe behandeln, aber des Schülers Vernunft sage, man dürfe sich nichts gefallen lassen. Der Gelehrte hinter seinen Büchern erklärt, es sei unvernünftig, sich einen Rausch zu trinken, dagegen der gemeine Mann finde, es sei unvernünftig, sich keinen Rausch zu trinken. So sei die Vernunft auch im einzelnen Menschen oft mit sich uneins. „Ein Professor und ein Pfarrer kann tausend Mal sagen, jene Sünden seien wider das Vernunftgesetz, aber vielleicht ist er selbst der Erste, der noch einer andern Vernunft folgt und in heller Vernunft hurt, lügt, sauft und geizt, wäre es auch nur deswegen, weil keine Regel ohne Ausnahme sei, und weil doch vernünftigerweise ein Unterschied sein müsse zwischen der Katheder- und Bücher- und Prediger-Vernunft, und zwischen der Alltags-, Gesellschafts- und Hausbrauchs-Vernunft. Auf diese Weise hebt der Rationalismus das Gesetz Gottes auf und somit allen Damm gegen die Sünde." In einer mit groben Strichen gezeichneten Geschichte der Aufklärung seit dem Auftreten der englischen Deisten wird dann als Resultat des ganzen Verlaufs eine handgreifliche Darstellung der Hegel'schen Philosophie gegeben, so wie die Leser des Christenboten dieselbe begreifen konnten. Die religiösen Consequenzen habe Strauß, die praktischen Gutzkow gezogen. Der Pantheismus „ist die Lehre, welche Strauß nicht erfunden, sondern in Berlin und aus den Büchern von Hegel gelernt hat, und die

er seinem Meister nachschwätzt . . . Daß bei solchen Lehren alle Religion und alle Sittlichkeit aufhört, ist leicht einzusehen" . . . Gutzkow zeige, wohin man auf diesem Wege komme, wenn er ein gefallenes Mädchen schreiben lasse, sie schäme sich, sich geschämt zu haben. „So weit hat es der Unglaube gebracht. Der Unterschied zwischen diesen Fleischesmenschen und jenen gelehrten geistigen Irrlehrern ist nur der, daß diese aus Ehrbarkeit sich vor dem, was in der Welt als Sünde und Laster gilt, scheuen, und daher ein äußerlich sittliches Leben führen, wie es sich für Gelehrte nun einmal nicht anders schickt. Jenen Andern dagegen ist die Lust mehr als die Ehre, sie sind an Vergnügen und Wollust gewöhnt, und so sagen sie das, was aus den Lehren der Gelehrten folgt, offen heraus. Strauß dient dem Götzen des Hochmuths, Gutzkow dem der Lust, beide hassen Christum und lehren dasselbe über ihn[1]" . . „So ist nun der Boden geschildert, aus welchem das Buch von Strauß als ein wahrer Giftbaum aufgesproßt ist," mit diesen Worten und dem Versprechen, diesen Baum später noch näher anzusehen, schlossen die Aufsätze, die auch in Separatabdrücken im Lande verbreitet wurden. Die Sprache dieser anonymen Aufsätze war nun aber nicht nur unziemlich in sich selbst, sondern verrieth auch mit empörender Deutlichkeit die Absicht, die Bauern gegen ihre vernunftgläubigen Pfarrer aufzuhetzen. Offenbar meinte der Christenbote dieses Mal einen Hauptschlag gegen die moderne Wissenschaft zu führen. Aus diesem Grunde richtete Binder, Straußens Freund, ein „Sendschreiben an den Herrn Herausgeber des Christenboten", das den Kampf aufnahm, der dann im Christenboten weiter geführt[2], bald große Dimensionen annahm. In rascher Folge erschienen nun, während Strauß an seinen Streitschriften arbeitete, im Jahre 1838 Vischer's Skizze: „Strauß und die Württemberger" und Märklin's Buch „Darstellung des modernen Pietismus", von denen der Erstere ästhetisch,

---

[1] A. a. O. S. 304. — [2] Jahrg. 1838, S. 179 f. Briefe über den Pietism., ebenda, 387 f.

der Andere philosophisch den Pietismus zu würdigen unternahm. Auf Märklin's Buch antwortete in eigener Schrift Hofacker. Er sowohl als ein ungenannter Recensent im Christenboten hielten es für angemessen, die Gemeindeglieder darauf aufmerksam zu machen, daß der Helfer von Kalw ein Freund von Strauß sei, „der als Seminarist und Repetent mehr als zehn Jahre lang an einem Tisch das Brot mit ihm gegessen habe[1]." Als sogar Tholuck für nöthig hielt, eine solche Kampfweise zu rügen[2], erwiederte der Christenbote höhnisch: „Warum soll denn die Kirche nicht erfahren dürfen, was für Freunde ihre Diener haben[3]?" Als Letzter fügte im Jahre 1839 Arnold Ruge in den Halle'schen Jahrbüchern noch seine Studie über die verschiedenen Formen des Pietismus hinzu, so daß eine eigene Literatur über diesen Gegenstand vorliegt.

Den Pietisten selbst hat ihre Gegnerstellung gegen das verhaßte Strauß'sche Buch großen Vortheil gebracht, in Schwaben, indem die Hauptvorkämpfer gegen Strauß, Barth, Hoffmann, Beck u. s. w. sofort mit Rufen und Beförderungen geehrt wurden, in Preußen, indem der Segen, den das Ministerium Altenstein der Hegel'schen Schule gespendet hatte, nun von den Hegelianern genommen und auf die Pietisten gelegt ward, deren Wortführer wir nach zehn Jahren in allen hohen Kirchen- und Lehrämtern finden. Um so mehr konnten sie sich trösten, in den genannten Schriften einer beißenden Kritik unterzogen worden zu sein. Die lediglich absprechenden Urtheile dieser Gegenschriften — unter denen nur die von Märklin neben den Schattenseiten auch die Lichtseiten der Erscheinung hervorhebt — wird heute niemand mehr voll unterschreiben. Dennoch haben dieselben eine Reihe von Uebelständen an's Licht gezogen, die dem Pietismus anhafteten und die sein Verhalten in den hier in Rede stehenden Kämpfen erklären.

Die Summe dieser Uebel rührt daher, daß im Pietismus die religiöse Gemeinschaft zu dem engen, ungesunden und gehässigen

---

[1] Christenbote 1839, Nr. 22. S. 215. — [2] Lit. Anzeiger 1840, Nr. 15. — [3] 1839, S. 375.

Wesen der kleinlichen Parteifreundschaft degenerirt ist. Die in der kleinen Privatversammlung gepflegte Erbauung will an die Stelle der leeren Formen des officiellen Gottesdiensts die wahre Erbauung setzen, in der jedes Mitglied gibt und nimmt und keinem die Freude verkümmert wird, das zum Ausdruck zu bringen, was in ihm lebt. Spricht sich die religiöse Regung im Leben natürlich und am rechten Orte aus, so wird sie uns immer wohlthuend berühren. Aber der Pietismus will Empfindungen, die ihrer Natur nach nur durch bestimmte Eindrücke hervorgerufen werden können, fixiren, sie möglichst oft und zu bestimmten Stunden durch künstliche Reizungen hervorlocken, darum beleidigt er. Der kirchlich Gesinnte kann ohne Unwahrheit dem Gottesdienst regelmäßig anwohnen und die Predigt auf sich wirken lassen, niemand aber kann ohne Gefahr für seine Wahrhaftigkeit sich auf Zeit und Stunde zu religiösem Austausch verpflichten, Gefühlsausbrüche auf Bestellung hervorrufen, den Mund von Dingen übergehen lassen, von denen das Herz nun ein Mal zu dieser Stunde und unter diesen Menschen leer ist. Werden darum solche Andachtsstunden Gewohnheitssache und wird in ihnen das gegenseitige Reden über das Heilige längere Zeit fortgesetzt, so wird es leicht zum Gerede. Die auf die Stunde bestellte Ekstase wird Heuchelei. Auch soll der Mensch nicht das Innerste herauswinden. In dem Himmel des Apokalyptikers erhält jeder Gläubige einen Stein, darauf ein Name geschrieben steht, den Niemand weiß als der Empfänger. Sein geheimster Name ist ein Geheimniß zwischen ihm und Gott. Bei jeder wirklich heiligen Empfindung heißt es im Menschen: „der Rest ist Schweigen". Der Pietist sagt auch den Rest. „Dieses Reden von den zartesten, innersten Erfahrungen der Gesellschaft, erklärt darum Vischer[1], das Einmischen heiliger Namen in jedes Bagatell, das gemeinschaftliche Beten mit Geberden der Zerknirschung, wobei von dem Spruche, der uns in's Kämmerlein weist, keine Ahnung mehr ist, beweist eine große

---

[1] A. a. O.

Abstumpfung des Schaamgefühls, sie ist die unzarteste Bloslegung der heiligsten Empfindungen". Mit diesem forcirten Wesen, das solche bestellte Gebetszusammenkünfte leicht erzeugen, hängt denn nothwendig auch die Geschmacklosigkeit zusammen, die von dem Heiligsten redet, wie von einem Geschäft. Das Beten ist dem Pietisten, weil es für den Conventikel unentbehrlich ist, eine Kunst und wer sie am besten versteht, der ist ein „rechter Gebetsmann". Ueberhaupt eignet er sich eine eigene überschwengliche Sprache an, die fort und fort seine innere Erregtheit, seinen Gnadenstand der Welt offenbaren und aufdrängen will, vermöge deren alles „lieblich, erquicklich, ein Segen, eine Gnade, eine Gebetserhörung, eine Erleuchtung, eine Führung" heißt. Eine chronische Gefühlserregung, der eine solche Terminologie entspräche, ist psychologisch unmöglich und darum sind diese ständigen Phrasen nicht nur geschmacklos, sondern auch unwahr. Es ist aber auffallend, wie diese überschwengliche Sprache des Conventikels in Süddeutschland viel verbreiteter ist als im Norden. Der schwäbische Trotz veranlaßt den Pietisten, den Gegensatz, in dem er zu den Dingen der Welt steht, unablässig hervorzukehren und die natürliche Geschmacklosigkeit läßt ihn für diesen Protest auch die absurdesten Formen finden. Vischer hat in komischer Wuth über die endlosen Abgeschmacktheiten seiner frommen Landsleute folgende Charakteristik des damaligen schwäbischen Pietismus gegeben: „Der Pietist ist Religiöser von métier. Der Pietist ist der Professionist der Religion. Pietist ist, wer nach Religion riecht. Das Religiöse durchdringt bei ihm das Weltliche nicht, sondern es steht als ein Zweites neben dem Weltlichen, weßhalb immer noch expreß auf dasselbe verwiesen werden muß. Du sagst zu einem Pietisten: es regnet, ich will einen Schirm nehmen, und er antwortet: gut, aber der wahre Schirm ist Gott. Du sagst: ich trage gern einen Stock, und er versetzt: gut, aber der Herr allein ist der wahre Stecken und Stab. Du sagst: dieß Licht brennt hell oder dunkel, und er bemerkt: gut, aber die Religion ist das wahre Licht. — Gott, Christus, der heil. Geist u. s. w. muß immer genannt

werden, wenn etwas im Geiste der Religion geschehen soll; die geistige Weihe jedes Thuns muß sich als Gebet neben dasselbe stellen. Mit einem Pietisten ist daher schlechterdings nicht fortzukommen, zu sprechen, zu leben, er nimmt nichts, wie es ist, er sieht Alles gebrochen wie im Wasser, er ist absolut geschmacklos, aberwitzig, pervers, er ist wahnsinnig[1]". Da der religiöse Werth, führt dann Vischer weiter aus, für den Pietisten nicht in den Arbeiten liegt, sondern noch als ein Zweites hinzukommen muß, wird er nicht nur im Gespräch unerträglich, sondern auch im Handeln unnütz. „Wer fleißig ist, zankt der große Aesthetiker weiter, ist noch kein rechter Pietist. Der rechte Pietist thut nichts, wo es nichts zu salben, zu bekehren, zu verdammen gibt. Was er aber thut, dem nimmt er jede Schönheit durch die Art, wie er es thut. Er ist z. B. wohlthätig, er schenkt, aber dabei müssen ihm die Beschenkten so viel beten, daß ihnen die Freude vergeht; er betreibt die Mission, aber es ist dabei nicht sowohl auf Bekehrung der Heiden, als vielmehr auf eine Demonstration gegen die Ketzer im Christenlande, auf fanatische, hochmüthig bescheidene Missionspredigten, abgesehen. Der Pietist achtet aber auch an andern keine sittliche Thätigkeit, nicht deine Amtstreue, nicht deinen Fleiß, nicht dein männliches Wirken. Er hat beschlossen das Heilige anderswo zu suchen als im Guten, daher kann ihm nichts heilig sein[2]". Gegenüber den unbestreitbaren Leistungen des Pietismus an seinen Hauptsitzen, in Basel, Kalw, Elberfeld wird niemand behaupten wollen, daß dieses Urtheil volle Gerechtigkeit enthalte, es macht darauf auch keinen Anspruch. Es spricht nur aus, wie in der Hitze der damaligen Kämpfe den Verfolgten die Erscheinung sich darstellte. Daß die Religion in kleine Cliquen gebannt, ungerecht, verfolgungssüchtig, verläumderisch werden muß, liegt eben darin, daß der Pietismus sie zur Parteisache gemacht hat und als solche betreibt und versicht.

---

[1] Krit. Gänge I, XIII. — [2] Vischer a. a. O. XXVII.

Doch ist zwischen dem naiven Pietismus der ländlichen Stundenhalter und dem gelehrten und vornehmen der pietistischen Theologen und theologisirenden Beamten noch ein großer Unterschied. Gerade von diesen aber ging die Action gegen Strauß und seine Freunde aus. Denn bereits war der Pietismus mehr geworden als nur eine schwärmerische Bewegung unter dem Landvolk. Er zählte unter den Studirenden, Pfarrern, Gelehrten zahlreiche Anhänger und reichte bis in hohe, ja höchste Kreise. Die Theologen und Gebildeten, die sich von der herrschenden Aufklärung gemüthlich unbefriedigt fühlten, hatten auch kaum einen andern Rückhalt als die pietistische Gemeinschaft. Sie konnten sich an keine Kirche anlehnen, die als Corporation im Polizeistaat untergegangen war. Diesen wirklichen Nothstand wird man immerhin den damaligen sectirerischen Bewegungen zu gut schreiben müssen. Die Kirche ist entweder eine Gemeinschaft des Glaubens und der Arbeit oder sie ist überhaupt nichts als etwa eine Anstalt für öffentliche Langeweile. Das Letztere nun war die auf ihre Gottesdienste beschränkte Kirche der dreißiger Jahre in den Städten meistens geworden. Ein lebendiger religiöser Sinn konnte hier wenig finden und gar nichts thun. Die einzige lebendige religiöse Realität, die auf sich selbst stand, war das Conventikelchristenthum. Darin lag das Geheimniß des Umsichgreifens der pietistischen Versammlungen, über das die Presse jener Tage sich so heftig beschwert. Freilich gestaltete sich in diesen gebildeteren Kreisen der Pietismus sofort auch aggressiv, weil er sich hier des Gegensatzes vollkommen bewußt war, in dem er zu Wissenschaft, Kunst und Leben stand. So wurde in den Städten das innere Leben des Pietismus ein fortgesetzter Protest gegen die gesammte Umgebung. Der Pietist macht fortwährend die Faust im Sack, um dann zur Zeit oder Unzeit mit seinem Widerspruch herauszuplatzen. „Die Welt, so schildert Vischer dieses Verhältniß, soll nicht tanzen, nicht singen, nicht in's Theater gehn, nicht denken, nicht ohne Gott arbeiten; sie soll es nicht, und soll es nicht und soll es wieder nicht; aber die Welt tanzt,

singt, geht in's Theater, denkt, arbeitet — und wenn du bersteſt, ſie thut es doch". Das iſt die ſtändige Friction, die den ſtädtiſchen Pietiſten bösartiger macht als den ländlichen und manchen, der auf der Landpfarre vielleicht eine ordentliche Wirkſamkeit gefunden hätte zum Störenfried, Zänker und Intriguanten ausbildet. Mit dem geſteigerten Gefühlsleben und dem ſteten Proteſtiren gegen, damit aber auch Denken an die ſinnlichen Verführungen, hängen denn auch jene Exceſſe zuſammen, die gerade damals aus verſchiedenen Städten Deutſchlands und der Schweiz gemeldet worden waren, und unter denen juſt im Jahr 1835, die bekannten anſtößigen Vorgänge zu Königsberg die Preſſe ganz außerordentlich beſchäftigten. Um ſo unkluger war es von dem Chriſtenboten geweſen, den Rationalismus als von Haus aus verwandt mit der böſen Luſt zu qualificiren und die Wiederherſtellung des Fleiſches als Conſequenz der Straußiſchen Theologie zu bezeichnen. Die Gegner gaben den Vorwurf zurück und veröffentlichten Stellen aus beliebten und verbreiteten Tractätchen[1], die man anſtößig finden kann, ohne ein rationaliſtiſcher Pedant zu ſein. Daß aber die öffentliche Meinung jene Vorkommniſſe zu Zürich, Dresden, Königsberg u. ſ. f. in Verbindung brachte mit dieſem gefühligen und weichlichen Ton, in dem hier Männlein und Weiblein mit einander munkelten, iſt gleichfalls begreiflich. Im Uebrigen hätten beide Richtungen gut gethan, mit ſolchen Vorwürfen ſparſam zu verfahren, zumal in Schwaben ſelbſt weder dem Rationalismus, noch dem Pietismus derartige Ausſchreitungen zur Laſt fielen. Außer Frage ſteht jedenfalls, daß viele ehrenwerthe, werkthätige, wahrhaft menſchenfreundliche Geſinnung ſich auch in der pietiſtiſchen Form der religiöſen Empfindung ſchon heimiſch gefühlt hat und daß der letzte Zweck des Pietismus das Gute iſt, in der Form, in der er ſich das Gute nun ein Mal vorſtellt.

Dazu waren die pietiſtiſchen Kreiſe keineswegs überall von

[1] Märklin, Darſtellung u. Krit. des Pietismus 77 f.

jenem geschmacklosen äußern Auftreten. Vielmehr hatte der Pietismus in den Städten eben bereits angefangen, sich mit dem Supranaturalismus zu einer Partei zusammenzuschließen, das Gewand der Secte abzustreifen, seine aparten Lebensformen zu opfern und sich dadurch zur Leitung der Kirche fähig zu machen. Auch dieser elegantere Pietismus war in Stuttgart vertreten. Sein Lieblingsschriftsteller war Albert Knapp, dessen christlicher Almanach Christoterpe einen zahlreichen, religiös gestimmten Kreis um sich versammelte. Das bedeutende poetische Talent Knapps läugneten auch die Gegner nicht, aber die religiöse Absichtlichkeit stieß sie ab. „Knapp, sagt Vischer, hat ein ansehnliches Talent zur Poesie durch seine pietistische Umwendung schimmlicht gemacht. Er läßt Leonidas mit seinen gefallnen Tapfern, das Schwert noch krampfhaft in die Faust gepreßt, in herrlichem Zuge zur Unterwelt wallen, dann stoßen sie aber auf Abraham und Sara und müssen sie küssen. Er hat Sinn für alle Herrlichkeit der alten Welt, aber zum Schluß bedauert er dennoch, daß Athen keinen Stadtpfarrer hatte, daß Homer kein Gesangbuch schrieb und Achilles keinen Confirmationsunterricht genoß. So muß über alles erst noch der Thran der priesterlichen Salbung, dieses Christoterpentinöl gegossen werden".

Der Art waren in der Mitte der dreißiger Jahre die Strömungen in den frommen, so die Gegenströmungen in den gebildeten Kreisen, in deren Wirbel Strauß mit seinem Buche gerathen war. Dabei scheidet sich aber auch in der Strömung gegen Strauß wieder die untere und obere Schichte ganz deutlich. Die ländlichen Stundenleute waren geneigt, in dem Erscheinen des Straußischen Buchs am altberühmten theologischen Stift den Gräuel der Verwüstung an heiliger Statt und in Strauß den Antichrist zu sehen. Sie hatten dazu ihren guten Grund. Auf das Jahr 1836 hatte der alte Bengel in seiner Auslegung der Apokalypse das Erscheinen des Herrn berechnet [1].

[1] Vgl. Joh. Alb. Bengel; Erklärte Offenbarg. Joh. oder vielmehr Jesu Christi. Siehe S. 1061, wo es heißt: Anno 1836 Ende des Non-

Den Stundenleuten war das unvergessen geblieben. Die Großmutter des Generalsuperintendenten Hoffmann pflegte ihm in seiner Jugend vorzurechnen, wie alt er im Jahr 1836 sein werde und ihn zu ermahnen, ja recht standhaft zu sein, wenn der Antichrist drei Jahre vorher erscheine und es an's Köpfen gehe[2]. Der junge Hoffmann war über diese kritische Zeit hinweggekommen, ohne den Kopf zu verlieren, wohl aber hatte er im Jahr 1834 eine neue Ausgabe von Bengel's „Erklärter Offenbarung Johannis oder vielmehr Jesu Christi" besorgt, in deren Vorrede er für die Vorstellung des tausendjährigen Reiches als einer unzweifelhaften Schriftlehre eintrat und Bengels Bemühung, die Zahl des Weltendes zu berechnen, wozu die Apokalypse bekanntlich selbst auffordert, gegen jeden Vorwurf in Schutz nimmt, selbst für den Fall, wie er weislich hinzusetzt, Bengel sich in Berechnung der Zahl selbst geirrt haben sollte. Eigene Schulen der Apokalyptiker und Oetingerianer beschäftigten sich ganz ernstlich mit der weiteren Ausdeutung des Bengel'schen „Systems". Durch Geistliche und Lehrer wurde eine, von dem emeritirten Pfarrer Tinius verfaßte Schrift: „der jüngste Tag, ob, wie und wann er kommen wird[3]", auch in andern Gegenden von Deutschland verbreitet. Ohne daß man von einer eigentlichen Aufregung reden konnte, war doch der apokalyptische Fürwitz lebhaft mit diesen Fragen beschäftigt. Mit einem behaglichen Gruseln gedachten die Weisen der Hinterhäuser und der Conventikelstuben der Möglichkeit, daß das Buch, das die Existenz Christi läugne, der dem Ende vorangehende Antichrist sein könnte. Hieß es nicht bei dem Propheten Jesaja von Babylon d. h. der verweltlichten Kirche: „Strauße werden daselbst wohnen und Feldteufel da hüpfen", und Hiob nennt sich

---

chroni und der vielen Könige; Vollendung des Wortes Gottes und seines Geheimnisses. Ende der wenigen Zeit und der 1. 2. u. ½ Zeit. Untergang des Thiers. — [2] Neue Evang. K.-Ztg. 1873. S. 692. — [3] Zeitz. 1836. Durch Erlaß des Magd. Consist. vom 14. Mai 1836 ward in Sachsen die Colportage verboten.

in seinem tiefsten Elend der Gottverlassenheit einen Bruder der Schakale und Strauße (Hiob 30, 29)[1]. Ein gelehrter Pietist rechnete, nachdem Fritzsche, Reuß und Hitzig eben die Lösung der apokalyptischen Zahl 666 gegeben hatten, sogar heraus, daß die 4 Buchstaben, die hebräisch den Namen Strauß bilden, (Samech 60, Taw 400, Resch 200, Waw 6) den Zahlenwerth 666, also die Chiffre des Antichrists geben[2]. Gelegentlich kam dabei doch auch wieder der unverwüstlich gutmüthige Zug des süddeutschen Pietismus zum Ausdruck. So erhielt Strauß im September 1836 einen sehr freundlichen Brief eines pietistischen Pfarrers, der ihm mittheilte, sein Buch habe er nicht gelesen, da er aber glaube, Strauß meine es aufrichtig, so hoffe er auch, er werde sich noch bekehren und dann wie Paulus ein doppelt eifriger Streiter für den Herrn werden. „Allein, fährt dann der Brief fort, mein werther Herr Doctor! erwarten Sie hier nicht die mindeste gelehrte Beweisführung. Dieser Brief soll nämlich durch Gottes Gnade und Barmherzigkeit, ohne alle Gelehrsamkeit, seine Kraft an Ihnen erzeigen, und ich richte mich in demselben an den, der am besten auch mit den Gelehrtesten reden kann. Meine Worte sind diese: Herr Jesu! Erhöre mich um Deines Namens willen, und laß Herrn Doctor Strauß auf eine lebendige Art inne werden, daß Dein Evangelium und die Bibel Wahrheit ist, und mache Du ihn zu einem lebendigen Zeugen deines Wortes, und thue ein Wunder an ihm, wie einst an Paulus. Das thue Du, Herr und ich hoffe auf Dich! Sehen Sie, mein werther Herr Doctor! jetzt steht die Sache von nun an auf mir und meiner Hoffnung. Leben Sie wohl und seien Sie völlig davon überzeugt, daß Nichts als Liebe und Wohlwollen gegen Sie mich hiezu angetrieben hat. Mit diesen Gesinnungen habe ich die Ehre, mit aller gebührenden Hochachtung Meines hochgeehrten Herrn

---

[1] Vgl. auch die Schrift: „Antistraussereien. Eine Sammlung von Anekdoten aus den Kriegszügen". Zürich, 1839. S. 24. — [2] Vgl. auch Allg. K.-Ztg. 1836, Nr. 179.

Doctors gehorsamster Diener zu sein. N Pfarrer." Strauß veröffentlichte den Brief in der Allg. Kirchenzeitung[1] als Probe einer einfachen Bekehrungsweise. Angeschlagen hat sie nicht bei ihm. —

Während das so im Unterstübchen der Kirche rumorte, war aber auch jener vornehme Pietismus, zumal der Residenz, gegen Strauß thätig und seine Waffen waren wirksamer.

Als Vorkämpfer dieser Kreise erwies sich ein junger Geistlicher am eifrigsten, der berufen war, eine große Rolle in der deutschen Kirche zu spielen und dessen Name mit allen entscheidenden Maßregeln der Kirche Friedrich Wilhelm's IV., Raumer's und Mühler's verflochten ist. Es war das der Sohn jenes Kornthaler Sectirers Hoffmann, der von dem Vater die imposante Persönlichkeit, die durchdringende Gescheutheit und vor allem das Selbstvertrauen geerbt hatte, das Vertrauen erweckt und zum Herrschen befähigt. Eine überlegte, gemäßigte Natur fehlte ihm doch nicht das tiefere Interesse an den Menschen und ihren Schicksalen, das Freunde macht und größere Kreise bindet[2]. In der pietistischen Strömung stand er eben so weit, um den Kopf über derselben zu halten und doch die Fühlung mit ihr nicht zu verlieren, mit der neueren Philosophie und Literatur war er von der Universität her bekannt. Seine nächsten Freunde versichern, er habe damals „einen tiefen Trunk aus dem Becher der Hegel'schen Philosophie gethan[3]", gewiß ist, daß er in Geographie und Völkerkunde sich nicht gewöhnliche Kenntnisse erworben hatte und eine gewandte Feder führte.

Wilhelm Hoffmann, zwei Jahre älter als Strauß, war ein Studienfreund desselben von Tübingen her. Sein Biograph weiß von ihm zu berichten[4], daß er es gewesen, der Strauß, Hegels „Phänomenologie des Geistes" zum Geburtstag geschenkt

---

[1] 1836, S. 1669. — [2] Vgl. Die Charakteristik Hoffmanns von Blumhardt: Christenbote 1873. S. 305 f. — [3] Neue Ev. K.-Ztg. 1873. S. 713. — [4] N Ev. K.-Ztg. a. a. O.

und ihn zum Studium derselben angetrieben habe. Danach scheint er jenem Hegel'schen Kränzchen angehört zu haben, das sich zu Steudel's Verdruß am Sonntag Vormittag zu der Gottesdienststunde zu versammeln pflegte. Auch Pfarrer Blumhardt bezeugt: „Zum bestimmten Frommen gab sich Hoffmann in jener Zeit nicht her, und manche talentvolle Jünglinge, die mit ihm studirten, waren ihm einiges Hinderniß, weil er sich denselben, als der Größe seines Geistes verwandt, nicht entziehen konnte. So nahm er nie an den Versammlungen frommer Studenten Theil, wie ich es that[1]".

Um so bestimmter griff er auf die Traditionen des väterlichen Hauses zurück, sobald er in den Kirchendienst getreten war. Hatte er noch eben der Hegel'schen Philosophie gehuldigt, in welcher aller Geist der Vorzeit nur ein aufgehobenes Moment ist und die sich darum selbst als die Wiederbringung aller Dinge bezeichnete, so ward er jetzt wieder Chiliast, ja er ließ sich bestimmen, das Traumbuch der schwäbischen Weltuntergangspropheten neu herauszugeben. „Das Jahr 1836, berichtet sein Biograph, war nahe herbei gekommen, für welches Bengel das Weltende berechnet und es durfte auf neue Theilnahme für Bengels Auslegung der Offenbarung gerechnet werden". Die Brodhag'sche Verlagshandlung legte sie deßhalb für das Bedürfniß der Chiliasten im Jahr 1834 wieder auf und Hoffmann schrieb die empfehlende Vorbetrachtung dazu. Das Titelbild zeigt die Erscheinung auf Pathmos. Christus mit zwei feurigen Füßen, qualmend wie glühendes Güldenerz, steht auf der Landkarte von Europa, mit dem einen Fuß auf Kleinasien, mit dem andern auf Griechenland, seinen Leib und seine Arme bilden Wolken, sein Angesicht ist eine Sonne, umgeben mit dem Regenbogen. So sieht der Menschensohn der Apokalypse wie ein von Knabenhänden gefertigter Schneemann aus. Während er mit der einen Hand ein Pergament darreicht, darauf geschrieben steht: „Bitter-Süße",

---

[1] Christenbote 1873, S. 306.

ist die andere zum Schwure erhoben und als Inschrift ist beigefügt: „Er schwur bei dem Lebendigen von Ewigkeit zu Ewigkeit, der den Himmel geschaffen hat, und was darinnen ist, und die Erde und was darinnen ist, daß hinfort keine Zeit mehr sein soll, sondern in den Tagen der Stimme des siebenten Engels, wenn er posaunen wird, so soll vollendet werden das Geheimniß Gottes, wie er hat verkündigt seinen Knechten und Propheten". Natürlich hütete sich Hoffmann in der Einleitung wohl, auch seinerseits die Rechnung Bengels zu adoptiren. Er schreibt vielmehr „zur Antwort für die redlichen, ernsten, um das Heil der Seele bekümmerten Gemüther, welche besorgen, es könnte durch das Nichteintreffen der Bengel'schen Auslegungsprophetie dem wohlverdienten Ansehen des ehrwürdigen Mannes etwas abgebrochen werden". Sie verweist er darauf, daß, wenn eine Hauptzahl Bengels nicht zutreffe, darum nicht das ganze System unrichtig sei, da man nicht gleich ein Gebäude einreiße, weil im Innern ein Fach verrückt werden müsse, zumal die Frage erst ziemlich weit jenseits 1836 endgültig entschieden werden könne, ob Bengel auch im Ganzen geirrt? Jedenfalls könne man der Zeitrechnung selbst nicht abstreiten, daß sie des Segens und der Erbauung viel gestiftet. „Hat schon Bengel sein Verhalten an die Nähe der Entscheidungszeit geknüpft, so wird es für jene Bekümmerten nur um so dringender, jetzt das Herz alle Tage zu bereiten auf die Erscheinung unseres Herrn, damit sie unter die gehören, welche diese Erscheinung lieb haben. Welchen Schaden hat es denn in den ersten Christengemeinden, ja im ganzen Lauf der Kirche gebracht, daß stets die letzte Zeit so nahe gedacht wurde, daß viele noch meinten, ihr Ende erleben zu können, und daß man sie vielfach durch Zahlen zu bestimmen suchte? . . Nichts hat es gewirkt als Anhalten am Gebet und ernster Wachsamkeit und das wirke es auch ferner!" Der Herausgeber selbst mithin läßt es dahingestellt, ob in zwei Jahren Christus wiederkommen werde, das emsige Bemühen der Stundenleute mit der Berechnung des jüngsten Tags aber erscheint ihm als eine so heilsame Be-

schäftigung, daß er dieselbe auch für den Fall nicht versäumt wissen möchte, daß alle seitherigen Berechnungen sich in Bälde widerlegt fänden.

Da brachte denn das vorletzte Jahr der Welt, nach Bengelscher Rechnung, im Sommer 1835 das antichristische Buch von Strauß. Hoffmann beschloß, es zu widerlegen und er hatte es damit so eilig, daß er seine Gegenschrift in Lieferungen erscheinen ließ[1]. Trotz der früheren Beziehungen war die Schrift gegen den ehemaligen Gesinnungsgenossen und Freund so herb gehalten, daß selbst der pietistische Pfarrer Zeller, der die „Stimmen der deutschen Kirche gegen Strauß" sammelte[2], um dessen Berufung nach Zürich zu hintertreiben, den Wunsch aussprach, „Herr Hoffmann möge in den kommenden Heften sich immer nur der wissenschaftlichen Sprache bedienen und der Ironie und des triumphirenden Tones sich ganz enthalten"[3]. Es ist ein unerfreulicher Anblick, dieser Streit zweier noch eben befreundeter junger Männer, von denen der im Amt Befindliche, den Abgesetzten, dessen innerlich und äußerlich üble Lage er kennt und gegen den Steine genug erhoben sind, nun auch angreift, während dieser den ehemaligen Studiengenossen eines „unlautern Eifers" bezüchtigt und ihn einen Menschen nennt „dessen hochmüthiger und selbst höhnischer Ton wesentlich aus dem Bewußtsein entspringe, auf der breiten Basis des Hergebrachten und unter dem sichern Schirme der Staatsgewalt einem scheinbar Vereinzelten gegenüberzustehn[4]". Es ist wahr, Strauß hatte sich mit der Zeit noch an einen ganz andern Ton zu gewöhnen, aber daß ein Jugendfreund gegen den Abgesetzten, in dieser Weise auftrat, finden wir mindestens nicht edel. Der Titel des Buches lautet: „Das Leben Jesu von Strauß, geprüft für Theologen und Nichttheologen[5]".

---

[1] W. Hoffmann, das Leben Jesu, krit. bearbeitet von Dr. Strauss. Stuttgart, 1836. — [2] Zürich, bei Höhr, 1837. — [3] A. a. O. S. 131. — [4] Vorrede zur zweiten Auflage. VI. — [5] Stuttgart, Balz. 1836.

Klug genug ist die Schrift eingerichtet. In der Erkenntniß, um wie viel leichter es sich über allgemeine Begriffe streiten lasse, als über die Geschichtlichkeit eines einzelnen Wunders, dreht sich das ganze erste Heft, ein Drittel des Buchs, um die Prolegomena. Zunächst wird die Straußische Behauptung ausführlich bekämpft, daß der Supranaturalismus sich eben so überlebt habe wie der Rationalismus. Alle großen Theologen bis auf Olshausen, Nitzsch, Sack, Tholuck und Neander werden vorgeführt und müssen dem Supranaturalismus ihr Compliment machen. Welcher Balsam für Steudels Wunden! Hier bleibt nur eine Wahl, ruft Hoffmann: Entweder Strauß kennt den Stand der heutigen Theologie nicht, oder er will ihn nicht kennen. Aus dem Zeugniß aller ersten Theologen erhelle, daß der Supranaturalismus den Rationalismus besiegt habe und daß ihm, wie die Vergangenheit, so auch die Zukunft gehöre. Nach fünf Jahren freilich war bereits niemand mehr so blind, daß er über diese Prophezeiung nicht gelacht hätte. Dem Propheten ist sie deshalb um nichts weniger gut bekommen. Daß die modernste Philosophie freilich mit dem Glauben zerfallen sei, läugnet Hoffmann nicht, „aber, fragt er, was ist hieran Besonderes? Schon oft hat eine speculative Richtung hinausgewollt, wo keine Pforte war. Was soll sie nun thun? Durchbrechen? — wenn sie kann. Sich den Kopf einrennen? — wenn sie will. Besser würde sie umkehren und die Pforte suchen; das hat sie bisher gethan und sich wohl dabei befunden". Aufrichtiger und zugleich realistischer kann man nicht reden. Eben so wenig will Hoffmann natürlich sehen, daß die gegenwärtige Theologie der evangelischen Geschichte gegenüber rathlos sei, und daß der Stand der Evangelienfrage auf die mythische Erklärung dränge. Strauß sage, wo Wunderbares berichtet werde, da sei Mythus, denn Wunderbares könne nicht geschehen sein. „Warum nicht? fragt Hoffmann kaltblütig, weil Wunderbares nicht geschieht — das wäre ja ein Cirkel!" — Auch daß sonstige Elemente in der heiligen Schrift sich fänden, die auf eine mythische Deutung drängten, wird frischweg in Ab-

rede gestellt. Die heidnischen Göttersagen freilich habe man mythisch deuten müssen, weil sie durch ihren unsittlichen Inhalt dazu genöthigt hätten, allein für die Religionsurkunden der Hebräer liege eine derartige Nöthigung nicht vor. Nicht ohne Grund bemerkt darauf Strauß, wenn Abraham im Alten Testamente seine Gattin dem Könige Abimelech überlasse oder Gott den Israeliten befehle, die Gefäße der Aegypter zu stehlen, so sei das für ein gebildetes sittliches Gefühl eben so anstößig als die Liebschaften Jupiters und die Diebstähle des griechischen Hermes und gerade diese Anstöße hätten schon Origenes auf die allegorische, d. h. eben mythische Deutung gewiesen.

Wie unvollkommene Vorstellungen muß man ferner von den Grenzen historischen Wissens haben, um, wie Hoffmann, sich zu dem positiven geschichtlichen Beweis zu erbieten, daß es in den dreißig Jahren nach Christi Tod keine Sagen von Jesus gegeben habe! Das Zeugniß des Josephus, argumentirt er, sei ächt oder unächt, immer beweise es, daß Josephus von Sagen über Jesum nichts wisse, denn ist das Zeugniß ächt, so steht in demselben von solchen Sagen nichts, und ist es unächt, dann weiß Josephus von Sagen über Jesus gleichfalls nichts, da er über sie schweigt — eine Argumentation, aus der mit Consequenz nur folgte, daß Josephus im ersten Fall eine ganz allgemeine Kunde von Jesus (mehr enthält das Zeugniß in den von Hoffmann für ächt gehaltenen Sätzen nicht) mit Recht oder Unrecht für Geschichte nahm, im zweiten Fall, daß er von Jesu, mithin auch vom Evangelium überhaupt nichts wußte, oder aber, daß er das Evangelium zwar kannte, aber als sagenhaft der Erwähnung nicht für werth hielt: Möglichkeiten, die sich weder entscheiden lassen, noch für die Frage etwas austragen, um die es sich handelt, deren nachdrückliche Erwähnung aber, eingeleitet mit einem emphatischen: „die Hand auf's Herz!" — einer Theologie vollkommen würdig ist, die das Gesicht in energischen Muskelbewegungen auf- und abschiebt, damit der, der nicht weiß, wie leer ihre Taschen sind, von ferne meine, sie habe zu essen.

Das ist denn der wesentliche Inhalt des ersten Hefts, das Hoffmann zwar mit dem Versprechen der Vorrede begleitet, er wolle beweisen, daß mit seinen Zwecken „würdige Sprache und zarte Achtung sonstiger Verhältnisse sich vertragen", deren Hauptstärke aber nichts desto weniger darin besteht, daß dem früheren Freunde in herrischen Kraftworten „kümmerliche Selbsttäuschungen, kecke Behauptungen, Versicherungen, die bodenlos in der Luft hängen", vorgeworfen werden. Muß doch sogar die aus privatem Umgang geschöpfte Kunde von Straußens Weinsperger Fahrten und seinem Glauben an die Kerner'schen Wunder den Stachel liefern, der am Ende der Schrift hervorzüngelt: noch sei die fleischesfröhliche Zeit nicht da, von der Lichtenberg weissagte, die Menschheit werde schließlich noch so aufgeklärt werden, daß sie nicht mehr an Gott und Unsterblichkeit glaube, sondern nur noch an Gespenster. Natürlich folgte der Schrift auf dem Fuße die übliche Anzeige im Christenboten nach, die Herrn Hoffmann bezeugt [1], er habe den „gewandten Taschenspieler" entlarvt, seine „Spiegelfechtereien" enthüllt, seine „Ungebühr" gezüchtigt, selbst aber die „schätzbarsten Beiträge zur Förderung der theologischen Wissenschaft geliefert." — Es muß ja auch wohl so sein, da Hoffmann Superattendent des Stifts wurde und Strauß als abgesetzter Repetent starb, so sehr er sich um ein öffentliches Amt bemühte. Daß das gepriesene Buch heute verschollen ist, das des entlarvten Taschenspielers der Weltliteratur angehört — was kümmert das den Christenboten und seine Gönner!

Das zweite Heft, das noch im selben Jahre ausgegeben wurde, befaßte sich mit der Vorgeschichte. Wer diese als geschichtlich nachzuweisen verstand, hatte überhaupt gewonnenes Spiel und so glaubt Hoffmann andere Stücke zurückstellen zu können, doch übersehe man nicht die mit gesperrter Schrift gedruckte Affiche [2]: „Uebrigens sind wir zu jeder Zeit erbötig, auch von diesen Stücken ihren nicht mythischen Charakter zu

---

[1] 1836, S. 190. — [2] S. 120.

erweisen." Zunächst handelt es sich um die Engelerscheinungen dieser Erzählungen. Schleiermacher hatte in der Engellehre den religiösen Ausdruck des frommen Bewußtseins gesehen, daß die Summe göttlichen Geistes sich nicht in den menschlichen Wesen erschöpfe. Als Symbol dieses Glaubens hält auch die neuere Theologie die Engellehre fest. Anders dagegen verhält es sich mit sichtbaren Engelerscheinungen, die Schleiermacher läugnete. „Warum, fragt dagegen Hoffmann, sollen wir an Engelerscheinungen Anstoß nehmen?" Weil die Engel der übersinnlichen Welt angehören. „Wohl, auch wir gehören ihr an." Aber die übersinnlichen Wesen werden nicht sichtbar. „Wenn die Ansicht von der Bildung des Leibes durch die Seele von niemanden widerlegt ist, warum sollte das Sinnlichwerden eines übersinnlichen Wesens unmöglich sein?" Sind denn seitdem irgendwo und irgendwann die übersinnlichen Wesen je wieder sichtbar geworden? „Da wir seitdem Christum zum Mittler haben, war das nicht mehr nöthig." Unmöglich können wir uns aber denken, daß der göttliche Geisterstaat wirklich gerade so beschaffen sei, wie die nachexilischen Juden sich denselben ausmalten. „Warum nicht?" Weil die Juden selbst erst seit der Berührung mit den Persern diese Vorstellung ausbildeten. „Das erklärt sich daher, daß erst seit der Berührung mit den Persern ein Bedürfniß zu dieser Offenbarung entstand; in dem Unglück ihrer Unterdrückung mochte den Israeliten öfters der Gedanke kommen, ob nicht die mächtigen Geister, die Amschaspands, Izeds u. s. w. der Zendreligion Jehova übermocht hätten? Eine Stärkung der Zuversicht auf den lebendigen Gott wurde daher nöthig und die beste war die Offenbarung davon, daß die Geistermächte des Parsismus nichts vermögen wider den, dessen Boten auch die höchsten Geister seien." Also, daß es sieben Erzengel gebe um Gottes Thron, wußten die Parsen früher als die Juden? „Die Identität der Siebenzahl steht nicht fest, mit Namen genannt werden nur zwei und die Rabbinen zählen später zehn." Wollte man nun weiter sagen: Um die Rabbinen handelt es sich nicht, son-

dern um die biblischen Schriftsteller, die allerdings sieben Erzengel zählen[1] und um den Engel Gabriel insbesondere, der aus dem nachexilischen Buche Daniel[2] stammt, wo die Engel eben so genau abgegrenzte Verrichtungen haben und ebenso an der Spitze der himmlischen Heerschaaren stehn wie die Lichtfürsten der zoroastrischen Religion, so würde der Helfer von Winnenden eben wieder etwas beliebiges Anderes einwenden. Wer sich die Thatsache, daß eine ausgebildetere Engellehre bei den Juden erst seit ihrer Berührung mit der Engellehre der Parsen auftritt, damit erklären kann, daß damals erst zu ihrer Offenbarung ein Bedürfniß vorlag, der ist eben principiell entschlossen, an die Stelle der geschichtlichen Entwicklung ein fortgesetztes Eingreifen Gottes zu setzen und hat Luther's Wort vergessen, daß Jesus auf der Tempelzinne darum nicht auf die Engel rechnen durfte, weil eine ordentliche Treppe vom Tempel nach der Erde führte. So macht auch der Einwand auf Hoffmann keinen Eindruck, daß die Naturwissenschaft die Functionen, die die Hebräer den Engeln zuschrieben, längst als natürliche Vorgänge erkannt habe, vielmehr antwortet er wiederum im Ton der Reclame: „Wir sind erbötig, diesen Naturkundigen eine Reihe von Preisaufgaben aus der Natur- und Menschengeschichte vorzulegen, deren natürliche Lösung ihnen schwer genug fallen sollte." Es fehlte nur, daß auch noch die Prämie normirt und ein Preisgericht bezeichnet würde, das die Frage nach dem fortdauernden Bedürfniß von Engeln zur Entscheidung bringen werde. Nach solchen kindischen Einreden gegen die Elemente der Geschichts- und Naturwissenschaft, findet der Verfasser dann, „daß mit so willkürlichen Einfällen, wie sie Strauß gegen die Engellehre vorbringe, überhaupt wissenschaftlich kaum etwas anzufangen sei, da sie ihre subjective Zufälligkeit recht geflissentlich zur Schau tragen und dem einfachsten, ungeübtesten Denker schon ihre Nichtigkeit zeigen".

---

[1] Tob. 12, 15. Apoc. 11, 15. — [2] Dan. 8, 15.

In ähnlicher rabulistischer Weise werden die übrigen Einwendungen gegen die Geschichtlichkeit der Erzählungen von Jesu Geburt abgefertigt. Fragt Strauß, wie denn sechszig Jahre nach der Geburt des Täufers noch jemand die Thatsachen verbürgen konnte, die dieser Geburt vorangegangen, so erwidert Hoffmann, Zacharias sei ja nach der Erscheinung des Engels stumm geworden. „Gewiß fragten die gesetzlich ängstlichen Oberen nach dem Anlaß des Verstummens, und da er stumm war — wie konnte seine Darstellung anders als schriftlich sein?“ Eben diese schriftliche Auskunft des stummen Zacharias hat sich dann auf Lukas vererbt, und ähnlich ist es mit dem Psalm zugegangen, den er nach Lösung seiner Zunge gesprochen, und den der Evangelist, da er hinter jene erste Aufzeichnung angefügt ward, sechszig Jahre später seinem Buche einzuverleiben vermochte.

Wenn Matthäus und Lukas verschiedene Vorgeschichten haben, so glaubt Hoffmann zu entdecken, daß Matthäus weitläuftigere Nachrichten excerpirte und so einen selbstständigen Rest für Lukas übrig ließ und wenn durch dieses Ineinanderschieben verschiedener Berichte die Inconvenienz entsteht, daß Maria bei Matthäus ihrem Bräutigam verschweigt, was sie laut Lukas wußte, sie sei gesegnet, „so wird das jeder begreifen, der von bräutlicher Sittsamkeit eine Ahnung hat[1]“! Die Reise zu Elisabeth motivirt Hoffmann ganz novellistisch mit dem Wunsche der Maria, „sich der älteren Freundin mitzutheilen, in der Stille die nöthige Ruhe und Klarheit wieder zu gewinnen, welche ihr der Anblick Josephs nur hätte rauben können. In seiner Gegenwart hätte ein Streit der Empfindungen um so stärker, je mehr sie ihn liebte und achtete, sie beunruhigt. Nachher konnte sie gefaßt und gestärkt ihm Alles entdecken, was vielleicht bis dahin der Ruf ihm gesagt haben mochte[2]“. Zu solchen Klauren'schen Romanphantasien, mit denen Hoffmann den Widerspruch der Berichte überwindet, kommen gelegentlich auch ganz rationalistische Auskünfte. Nicht wegen Ueberfüllung Bethle-

[1] S. 176 f. — [2] S. 178.

hems mußte Maria im Stalle übernachten, sondern in Folge einer unerwartet schnell eingetretenen Entbindung[1]. Der Stern der Weisen ist eine astronomische Beobachtung[2], Hanna's und Simons Weissagungen werden wieder mit Venturini, Paulus u. A. aus der Bekanntschaft der beiden Alten mit der Geburtsgeschichte in Bethlehem begreiflich gemacht, kurz alle jene läppischen Einfälle, die der Supranaturalismus an Paulus verhöhnte, weil sich dieser mit ihnen das Wunder ersparen wollte, werden hier in Anwendung gebracht, um sich das Geständniß zu erlassen, daß in diesen Berichten Sage nicht Geschichte gewaltet habe. Hauptsache blieb eben, daß nur überhaupt etwas gesagt werde, daß dem Gegner recht stolze Worte an den Kopf geworfen werden, ob der Gegner sie verdiene oder nicht, thut nichts zur Sache. Dieses eigene Publicum liest den Gegner nicht und verlangt nicht, daß er widerlegt, sondern daß er entlarvt, gebrandmarkt, daß es ihm „gesagt" werde. So versichert dieser nach jedem Strohhalm haschende Apologet: „wir erröthen fast, auf so unbedeutende Einwendungen antworten zu müssen[3]", er entdeckt an Strauß „eine fast komische Verworrenheit" und will seine bona fides nur darum nicht bestreiten, weil dieser Gegner „seine Unsicherheit in der Geschichte bereits auf's auffallendste beurkundet hat[4]." Wer sich durch solche Gründe, wie die von Strauß, zur mythischen Ansicht bekehren läßt, „der falle ihm immer zu, wenigstens verliert an ihm die historische Anschauung keinen sehr judiciösen Anhänger[5]."

Begnügen wir uns, aus dem letzten Abschnitt, der das öffentliche Leben Jesu behandelt, noch einige Proben zu geben. Den Glauben an Jesu vierzigtägiges Fasten in der Wüste erleichtert sich dieser Supranaturalist mit der Bemerkung, es werde ja in keinem der Berichte gesagt, Jesus habe in dieser Zeit auch kein Wasser getrunken und bringt Beispiele bei, daß Nervenkranke noch länger nur von Thee sich erhalten hätten[6]. Nun vergegenwärtige man sich diese alberne Vorstellung eines vierzig Tage fastenden, dabei

---

[1] 241 f. — [2] 254 f. — [3] S. 196. — [4] S. 239. — [5] S. 315. — [6] S. 315.

aber Wasser trinkenden Jesus, und entscheide selbst, wie hoch sie religiös über der symbolischen Deutung der Erzählung stehe! In Betreff der Besessenen recurrirt Hoffmann auf die Aussagen mancher heutigen Geisteskranken, die versichern, „daß dem psychisch Leidenden etwas Fremdes in sein Wesen eingedrungen zu sein scheine, das er nicht zu sich selbst rechnen könne. Dieses Fremde erregt ihm Vorstellungen, Antriebe, ganze Reihen von solchen, es muß demnach, weil es geistig wirkt, ein Geist sein. Es wirkt mit unwiderstehlicher Gewalt, mit einer Macht, die der Kranke sonst nie an sich wahrnahm, folglich ist es ein Geist, der mehr vermag, als der Kranke. Es wirkt schmerzhaft und stört den Kranken am liebsten, wenn er religiös nachdenken, wenn er beten will, folglich ist es ein böser Geist[1]." So wird diese ganze Kategorie von Wundern auf Grund einer Selbstdiagnose von Kranken gerechtfertigt, die mit dem Glauben an Besessene und Dämonen ohnehin aufgewachsen sind. Die übrigen Arten der Heilungen, die Todtenerweckungen und sonstigen Wunder entzieht Hoffmann lieber der Discussion. Daß man sich dieselben nicht anschaulich machen könne, sei eben dem Wunder wesentlich. Die Auferstehung Christi ist ihm so fest bezeugt, als überhaupt irgend eine evangelische Geschichte und der Einwand, daß seit wir keinen localen Himmel mehr über uns haben, der Vorgang der Himmelfahrt für uns zwecklos erscheine, wird mit der Annahme abgewiesen, dieselbe sei ja jedenfalls „um der Jünger willen geschehen, denen nicht erst ein speculativer Unterricht gegeben werden konnte, um ihnen den Hingang zum Vater anders zu verdeutlichen". Wohin der gegen Himmel sich Erhebende gekommen, bleibe dahingestellt, genug, wenn aus dem Vorgang selbst erhelle, daß der Ort der Seligen, soweit wir einen solchen anzunehmen haben, außerhalb unseres Planeten liegt.

Einem Leserkreis gegenüber, dem solche Argumente genügten, konnte der Helfer von Winnenden in der That sich berühmen,

---

[1] S. 356.

dem Gegner nicht einen Fuß breit gewichen zu sein, und dieser Leserkreis war nicht nur in unteren Regionen zu suchen. Aus dem Helfer von Winnenden ward bald ein mächtiger Missionsinspector, dann Director des Stifts und schließlich ein allmächtiger preußischer Generalsuperintendent. Gelehrte von dieser wahrhaft köstlichen Dreistigkeit und vollkommenen inneren Unbefangenheit des Gemüths konnte eine Theologie brauchen, die gesonnen war, mit dem Bauern vor Gericht zu sprechen: „Ich läugne alles und erwarte den Beweis". Darin nämlich zeigt sich in dem unbekannten schwäbischen Diaconus bereits der Instinct des späteren berühmten Kirchenmannes, daß er erkannte, es gelte jetzt nicht mehr Vermittlungen zu suchen, sondern sich auf den Boden der Weltanschauung des gemeinen Mannes zu stellen, auf die Gefahr hin, die gesammte gebildete Welt, Städter und Honoratioren zu verlieren, mit denen kirchlich ja ohnehin nicht viel anzufangen ist. Die Kaltblütigkeit, mit der Hoffmann 2 × 2 fünf heißt und es eine bodenlose Versicherung, eine absurde Unklarheit und elende Oberflächlichkeit nennt, zu behaupten, daß 2 × 2 *immer* vier geben müsse, war in dem gegebenen Fall wirklich das zweckmäßigste Mittel, dem pietistischen Anhang Zutrauen zur guten Sache einzuflößen. Wer erkennt aber nicht in diesem rasch entschlossenen Wechsel der Methode den späteren Hoftheologen, unter dessen Gaben nicht die geringste *die* war, eine neue Situation sofort zu begreifen und wenn nöthig zu acceptiren. Gewiß war der Verfasser dieses unbedeutenden Buchs eine sehr bedeutende Persönlichkeit, nur vergesse man über dem späteren staatsmännischen Auftreten des weltklugen Mannes, über der „Wissenschaftlichkeit", die er gern betonte, und der Betheiligung an geographischen und anderen Vereinen, nicht die eigentliche Substanz der Richtung, die man in ihm zum Herrn der preußischen Kirche machte. Diese Substanz ist das schwäbische Conventikelchristenthum. Wie der Vater die apostolische Gemeinde zu Kornthal organisirte aus Erweckten, die ursprünglich nach Rußland hatten auswandern wollen, so betrieb sein Bruder auf dem Salon bei Ludwigsburg und dem

Kirschenhardthof bei Marbach die Errichtung eines Gottesstaats in Palästina. Aus diesen Träumereien erwuchs die Gesellschaft vom Neuen Tempel, deren Zweck war, eine großartige Auswanderung von Gläubigen aus allerlei Volk nach dem heiligen Lande herbeizuführen, um dort von Neuem ein Volk Gottes zu constituiren, welches auf dem Grunde der Propheten und Apostel das Gesetz des Alten Bundes in allen Lebensverhältnissen zur vollen Geltung bringen sollte[1]. Dieser Christoph Hoffmann ist schließlich wirklich nach Palästina gezogen mit Kolonien württembergischer Auswanderer, von denen die ersten elend zu Grunde gegangen sind. Wilhelm Hoffmann begnügte sich, Palästina in Vorträgen und Schriften zu preisen als „die Stätte, dahin alle Straßen der Erde zielen", und seinem Sohn die Stelle eines evangelischen Pfarrers in Jerusalem zu verschaffen. Ueberhaupt kam er diesen utopischen Bestrebungen abhanden, seit er in Preußen sein gelobtes Land gefunden und als Kirchenfürst und Mitglied des Staatsraths einer der mächtigsten Männer Deutschlands geworden war. Nunmehr war aus dem klugen schwäbischen Apokalyptiker ein biederer Hofprediger und treuherziger Kirchendiplomat geworden, der die humanen Eigenschaften, die er wirklich besaß, eben so wirksam zur Geltung bringen konnte, wie die perversen kirchlichen und politischen Maximen, die er von Kornthal und Basel mitgebracht, und die für die heutige Lage der evangelischen Kirche Deutschlands in erster Reihe verantwortlich sind. Er war es, der zu den romantischen Träumen des Herrschers das praktische Geschick der Ausführung hinzu brachte. Mochte er mit dem Könige die Sorgen des Bisthums Jerusalem bedenken oder als „schwäbischer Landsmann" mit dem geistreichen Hohenzollern scherzen, oder den Feldzugsplan gegen Neuenburg mit ihm berathen, bis zuletzt war er die rechte Hand Friedrich Wilhelm IV. und hat in dieser

---

[1] Occident und Orient von Christoph Hoffmann, Vorsteher des Tempels. Stuttg. 1875 Vgl. Kurtz, Lehrbuch der Kirchengesh. 3. Aufl. 636.

Stellung diejenigen kirchlichen Zustände begründet, die heute blühen. Wer liest jetzt noch das Leben Jesu von Wilhelm Hoffmann? und wer nimmt es zur Hand ohne Verwunderung, daß ein so bedeutender Mann, der Preußens Geschicke durch lange Jahre bestimmen half, solcher Trivialitäten fähig war? Respect vor diesem Buche, es war die erste Staffel jener wunderbaren Treppe, auf der wir den Verfasser zu einem Ziele emporsteigen sahen, das jeder rechte Mann begehrt, zum Einfluß auf die Entwicklung seines Volks. Ita geruntur res hominum.

Einen ungleich bessern Eindruck als die sophistische Schrift Hoffmann's macht die Entgegnung des Pfarrers Tobias Beck von Mergentheim in der Tübinger Zeitschrift für Theologie[1], aus der man doch wenigstens den metallenen Klang einer ächten Ueberzeugung heraushört. Der Sache nach wird auch der Andersgesinnte Beck zugeben, daß die Strauß'sche Lösung des Räthsels schon darum mißlungen sein müsse, weil sie für eine ungeheure Wirkung unzureichende Gründe annimmt. Desgleichen stimmt ein ächt historisches Denken, für das der tiefsinnige Begriff der Persönlichkeit nicht ausgelöscht ist aus der Reihe der schöpferischen Ursachen und das Jesum vor allem nach seiner Selbstdarstellung in seinen beglaubigten Reden geschildert, nicht construirt haben will, Beck zu, wenn er das schöne Wort schreibt: „Eine einzelne Person schon darf ich nicht ansehen, wie es mir gerade einfällt, oder bloße Möglichkeitsgründe es nahe legen, weit weniger eine historische Erscheinung, die, auch nur menschlich betrachtet, wie ein weltbeherrschender Riesenbau dasteht unter menschlichem Trümmerwesen aller Art und Gestaltung, und die unter so vielfachen Faust- und Hahnenkämpfen auf dem Sande um sie her ihren Perlenglanz nicht verlor! Daß eine solche Erscheinung für jedes Menschenkind von gestern her in ihrem durch Jahrhunderte nicht erschöpften Schooße Räthsel bergen muß, sollte von selbst sich verstehen, und allerdings zum tiefen unermüdlichen Forschen,

[1] Jahrgang 1855, S. 4. Heft, S. 63.

aber nicht zum schnellen Absprechen und verdächtigenden Beklügeln einladen." Damit ist in der That die wirkliche Schwäche des Strauß'schen Buchs markig und klar bezeichnet, allein die Frage, ob um die Gestalt Jesu Mythen und Sagen sich gelegt haben, ist so nicht auszutragen. Im Gegentheil sind es gerade die größten historischen Gestalten, um die ein Kranz von Mythen sich flicht, wie es die höchsten und nicht die niedrigen Berge sind, um die die Wolken sich lagern. Was aber Beck gegen diese Möglichkeit mythischer Bestandtheile geltend macht, geht zwar aus der glühenden Ueberzeugung hervor, daß das Christenthum, weil es eine absolut unvergleichliche Sache sei, auch mit keinem der Maßstäbe gemessen werden dürfe, die anderwärts gelten, allein es fördert eben durch diese petitio principii die Frage selbst in keiner Weise. „Das Heidenthum, meint er, das die Wahrheit nicht hatte, ist durch subjective Belebungen und Idealisirungen, durch seine Vergeistigung sinnlicher Facta, einzelner Erscheinungen und Verkörperungen der Ideen die Geburtsstätte des Mythus. Das Christenthum aber steht nach Eph. 4, 14 von Haus aus im Widerspruch zu den lucrativen und proselytensüchtigen Spielen und Umtrieben menschlicher Irrthumsmethodik. Eben dieser seiner göttlichen Natur nach konnte das Christenthum nicht die Verweslichkeit und Sündlichkeit, d. h. nichts abnorm Anthropologisches, wie das auf bloßen Gesetzen menschlicher Gebrechlichkeit beruhende Sagenhafte in sich aufnehmen." Aber eben das steht ja in Frage, ob das Christenthum wirklich eine solche, dem Gesetz sonstiger Religionsbildung entnommene, außer jede Analogie zu stellende Erscheinung sei? Denn wenn wir das voraussetzten, brauchten wir die Frage nach Mythen im Neuen Testament gar nicht aufzuwerfen. Auch ob das Aufnehmen von Mythischem nothwendig ein „Parasytenprincip" gewesen wäre, das die Erscheinung baldigst „der Schwindsucht überantwortete", ist gegenüber dem tausendjährigen Bestand heidnischer Religionen eine sinnlose Behauptung, und wenn Beck fragt: wo sind denn die ächten Evangelien geblieben, falls die unseren unächt sind, so ist das ein Problem, das die Detail-

untersuchung zu lösen hat, aber keine Instanz für die Aechtheit unserer kanonischen Schriften. Daß es dem Schreiber mit seiner Ueberzeugung ein heiliger Ernst ist, klingt aus jedem seiner Sätze uns entgegen; auch erkannte er mit dem Instinct des Hasses wie der Liebe, was an Straußens Resultaten unhaltbar sei, aber die Frage selbst hat er um keinen Schritt gefördert, weil er ihr Recht negirt. Später hat er dann diesen Standpunkt, daß der Inhalt des Evangeliums zu glauben sei, nicht wie ein Profanes zu untersuchen, nur immer schneidender geltend gemacht. Er rückte bald darauf zum Professor in Basel vor und in unverkennbarem Hinblick auf den schwebenden Handel erklärte er in seiner Antrittsrede, was der Unglaube über die Schrift aussage, sei in sich null und nichtig. „Nur nachdem die Wissenschaft selbst die heilige Geistestaufe empfangen hat, ist sie befähigt, die wahre innere Kritik auszuüben." „Ein Wehe ruft der Geist der Theologie, wie ihre Geschichte über den Leichtsinn, der gerade auf diesem Gebiete der ewigen Wahrheit, schnell zu reden und langsam zu hören, mit einer bloßen Fertigkeit des Talents Alles leisten zu können sich schmeichelt. Der Gottesglaube ist nicht Jedermanns Sache, weil, was er voraussetzt, nicht Jedermann genehm ist, aber er ist's, der die Welt überwindet." Daß also das Leben Jesu von jemanden geschrieben wurde, dem die Voraussetzungen des Gottesglaubens, d. h. die Erfüllung der göttlichen Gebote, nicht genehm sei, ist die sittliche Anschuldigung, auf die auch hier die Polemik hinausläuft. Beschwerte sich dann Strauß, daß man ihm Fragen der Theorie in's Gewissen schiebe, so hatte Hengstenberg die Antwort bereit, die Wendung treffe schon darum nicht zu, weil der Teufel kein Gewissen habe.

Daß im Uebrigen der pectorale Ton des Beck'schen Realismus stark auf die Jugend wirken werde, war vorauszusehn, und seine Rückberufung nach Tübingen bezeichnete trotz Baur, Zeller, Schwegler u. s. w. den thatsächlichen Sieg des Pietismus unter den Studenten.

Diesen ersten Vorkämpfern folgten dann noch eine ganze Reihe

von Nachtretern, die zum Theil ausführliche Darstellungen des Lebens Jesu zu Markt brachten. Johann Peter Lange nennt diese Schriftstellerprocession die „neue Tempelweihe des entweihten Heiligthums und der insultirten heiligen Geschichte". Als „Apologie des Lebens Jesu" bezeichnet sich selbst eine in Steudel's Zeitschrift veröffentlichte Entgegnung von Osiander, in der Strauß vor Qualm und Rauch kein Licht zu entdecken vermochte. Mit ähnlicher Leidenschaftlichkeit ist die oben genannte Schrift des Extraordinarius Harleß in Erlangen geschrieben, an die dann noch zahlreiche andere sich anschlossen. Wissenschaftlich war mit denselben schon darum nichts geleistet, weil sie sich insgesammt im Cirkel bewegten; dennoch aber datirt eine neue Zeit des theologischen Studiums von diesem literärischen Hervortreten des Pietismus. Die Deduction des Dogma's aus dem Begriff wird von nun an abgelehnt, und der Nachweis, daß dasselbe einer nothwendigen Empfindungsweise des menschlichen Gemüthes entspreche, überflüssig gefunden. Im Gegentheil wird von nun an Schleiermacher gegenüber geltend gemacht, daß nicht der ganze Stoff der Schrift sich auch als eigenes Gut des religiösen Bewußtseins darstellen lasse, so lang dieses Bewußtsein die Schrift erst hervorbringen solle, statt von ihr hervorgebracht zu sein. Die Vorstellung gilt, weil sie in der Bibel steht, höchstens, daß man noch für antike Vorstellungen moderne Analogien sucht. Es heißt jetzt Wissenschaft, den Studenten zu offenbaren, daß die Hölle im Mittelpunct der Erde liege, wie außer der Schrift die zunehmende Wärme nach unten beweise. Es heißt Widerlegung des Zweiflers, ihn, den Finger auf einer Bibelstelle, anzuherrschen, er werde schon glauben, wenn er einmal das höllische Feuer spüre. Es heißt Wissenschaft, die neueste Zoologie in der Hand, die Fischsorten zu mustern, um den ausfindig zu machen, in dessen Bauch Jonas drei Tage zu bleiben und rhythmische Gebete zu dichten Raum genug hatte. Doch war diese Blüthe des „biblischen Realismus" erst unseren Tagen aufbehalten, zu Straußens Zeit war man so weit noch nicht. Im Gegentheil meinte Strauß, diese pietistischen Gegenschriften nicht

einmal einer Entgegnung würdigen zu sollen und hat vielleicht gerade dadurch dazu beigetragen, den Credit dieser Leute bei den Ihren zu erhöhen. Aber wer konnte auch in diesen Traktatenschreibern die künftigen Herren der deutschen Kirche ahnen? Ohnehin wählte sich Strauß seine Gegner nach der Bedeutung, die sie für sein persönliches Geschick gehabt hatten, und so kamen nach Steudel der Tübinger Eschenmayer und der Stuttgarter Menzel an die Reihe, während er die viel bedeutenderen Entgegnungen von Tholuck und Müller nur beiläufig berücksichtigt hat.

Eschenmayer stand unter allen wissenschaftlichen Gegnern Straußens dem populären Conventikelchristenthum am nächsten, in so fern er in dem Glauben an den Teufel und an Besessene einen gemeinsamen Besitz mit demselben zu theilen hatte. Es war ein Nachklang des Semler'schen Streits, daß der damalige Pietismus den Glauben an einen persönlichen Teufel als ein Hauptstück der christlichen Lehre zu betonen pflegte. Die Evangelische Kirchenzeitung jener Tage berichtet [1], daß irgendwo ein Gemeindeglied das Kirchgehen aufgegeben habe, nachdem der Pfarrer erklärt hatte, es gebe keinen persönlichen Teufel, denn, sagte der Mann, gibt es keinen Teufel, dann brauche ich auch keinen Christus und keinen Prediger Christi, und die Kirchenzeitung findet das ganz in der Ordnung. Insbesondere die Bekehrungen kommen in persönlichem Kampf mit dem Teufel zu Stande und dieser Kampf ist eine Probe ihrer Realität. Die Erbauungsbücher pflegten mit Vorliebe diese volksthümliche Vorstellung und in einem damals viel verbreiteten Tractätlein, „die heilige Tabea von Stuttgart", wird erzählt, wie diese Stuttgarter Heilige „an einem entlegenen Orte des Landes vom Teufel versucht ward". Bald macht ihr der Satan das Beten so sauer, daß sie Gott keinen Vater mehr nennen konnte, bald bläst er ihr Selbstmordgedanken ein, wobei sie eine unglaubliche Gewalt und Zunöthigung empfindet, bald kommen ihr Zweifel, ob die Bibel auch Gottes

[1] 1837. Nov. S. 723 f.

Wort sei, wobei ihr der Teufel für einen Augenblick „den ganzen Grund umgerissen“ [1]. Seit nun die moderne Mystik der Naturphilosophie sich auf das Studium des Zwischenreichs verlegte und den in populären Vorstellungen sich bewegenden Träumen somnambüler Bauernmädchen Realität beimaß, nahm die Dämonologie einen neuen Aufschwung. Das „höhere Wissen“, das „Vorempfinden“, das „Fernsehen“ und wie die Gaben alle heißen, an die auch ein Schelling, Schleiermacher und selbst Strauß glaubten, traten für die Realität der Geisterwelt ein und allenthalben begann es nun zu klopfen und zu arbeiten. Ausgestorben waren die Exorcisten in Schwaben ohnehin nie. Der Pfarrer Gaßner zu Klösterle bei Chur hatte am Bodensee Proben seiner Kraft über die Dämonen gegeben und Adepten seiner Kunst hinterlassen [2]. Auch die Secte der Oetingerianer hatte von dem alten schwäbischen Prälaten, nach dem man sie nannte, ihre dämonische Naturphilosophie vom Hereinragen der Unnatur und Uebernatur in die Natur, zumal um die Mitternachtsstunde, ererbt. Nunmehr wurden von Seiten der gläubigen Naturphilosophie die Wunderschäfer und Hexenmeister unter dem vornehmeren Namen „Magnetiseure“ als die fachkundigen Beobachter des „Nachtgebiets“ dem Publicum vorgeführt und ihre Spuckgeschichten galten als „Material“. Auf Grund solcher Quellen richtete Justinus Kerner seinen offenen Brief an Schelling, „über das Vorkommen von Besessenen in unserer Zeit“ und einer der Mitbegründer der Naturphilosophie, Professor Eschenmayer in Tübingen, gab die Acten solcher Krankheits- und Spuckgeschichten einzeln heraus, oder veröffentlichte sie übersichtlich in seiner Zeitschrift. Ein Hauptmitarbeiter Kerner's und Eschenmayer's auf diesem Gebiete wurde durch längere Zeit in den Publicationen beider Gelehrter anonym als der gewaltige Exorcist, als ein bekannter Magnetiseur und als be-

[1] Märklin, Pietism. 54. — [2] Vgl. seinen Unterricht wider den Teufel zu streiten. Augsburg. 1775. 3. Aufl. — [3] Allg. K.-Ztg. 1837. No. 37. S. 302 f.

deutendster Geisterbanner Württembergs aufgeführt; endlich lüftete Eschenmayer den Schleier und der große Unbekannte enthüllte sich als ein dem Trunke ergebener Schneidermeister, Namens Dürr zu Kirchheim unter Teck, wo Eschenmayer früher Landarzt gewesen war. In der That ist der Schneider beinahe interessanter gewesen als der Professor. „Dürr, so schildert ihn Eschenmayer selbst[1], hat eine eigenthümliche Constitution; er ißt wenig, von jeder kleinen Portion Wein wird er exaltirt, und von Kaffee zittert er wie ein hysterisches Frauenzimmer. Ist er exaltirt, so rühmt er sich gerne seiner Wunderkuren, so daß er unter dem Volke als Hexenmeister und Teufelsbeschwörer verschrieen ist." Daß der Schneider häufig betrunken sei, tadelt auch er. Auch daß er seine Exorcismen im Wirthshaus dem Ortspublicum zum Besten gebe, will Eschenmayer nicht loben. Dennoch verkehrte er intim mit ihm und hat Wochen lang mit ihm gemeinsam an armen Kranken operirt. Bald reichte es dem Eifer der Mystiker nicht mehr hin, die Patienten zu heilen, sondern die Dämonen wurden durch Gebete und Bedrohungen bekehrt und gebessert in die Geisterwelt entlassen. Da sie zudem als die Seelen verstorbener bekannter Persönlichkeiten erkannt wurden und als solche auch über die geheimsten Sünden ihres Erdenlebens Beichte ablegten, erhielt die Scandalsucht reiche Nahrung, während anderseits die Mittheilung, wo sie früher gespuckt, es gestattete, die Identität jedes Kobolds herzustellen und bald auch über Abkunft und Verwandtschaft der in Württemberg wirksamen Teufel genaue genealogische Aufschlüsse zu geben. Diese ganze Welt der Teufel, Gespenster und Besessenen wurde nun durch das Buch von Strauß aufgestört, denn die gleichen Grundsätze, nach denen der Tübinger Doctor die Besessenheit zur Zeit Jesu erklärte, wendete er auf die Dämonen seiner Zeit an. Die Krankheitserscheinungen gab er zu, die Aussagen der Kranken und der Bevölkerung über die Ursache

---

[1] Conflict zwischen Himmel und Hölle, an dem Dämon eines besessenen Mädchens beobachtet von Prof. C. A. Eschenmayer.

der Krankheit läugnete er. Ueber die Seherin von Prevorst hatte sich Strauß zuerst mit Eschenmayer überworfen und dieser Zorn des alten Mystikers brach nun hervor in der Schrift, die wir bereits erwähnten. Dieselbe nannte sich: „Der Ischariotismus unserer Tage" und bezeichnete gleich von vornherein den früheren Schüler und Collegen als den jüngsten Judas, der den Herrn verrathen. „Von dem ersten Verräther, so lautet die Erklärung des Titels, die Herr Eschenmayer selbst gibt, geht ein Zug durch alle Jahrhunderte, der immer bemüht ist, durch kritische und dialectische Künste theils die historische Grundlage zu verstümmeln, theils die Würde der Offenbarung zu profaniren, theils die Person des Stifters, nicht wie er sich selbst ankündigt, sondern nach dem Maßstab großer Individuen zu betrachten." „Alle diese Bestrebungen kann man füglich unter dem Namen Ischariotismus zusammenfassen. Denn wenn das Heilige sich im Menschen verkehrt, so wird es zum Fluch, wie geschrieben steht: und nach dem Bissen fuhr der Satan in ihn." — Für diesen Standpunkt genügte es auch, von dem Resultate des ersten Straußischen Bandes Kenntniß zu nehmen. Gelesen hat er auch diesen nur, wie Strauß ihm nachweist, bis zur Seite 462, also etwas über die Hälfte, allein hier kam es ja überhaupt nur auf das Ergebniß an. „Was für ein erbärmliches Ding wäre die christliche Religion, wenn sie sich bloß von Mythen nähren müßte!" „Wie entwürdigt stehen auf ein Mal jene gottesfürchtigen Männer da!" „Wie ist der Reichthum der jüdischen Geschichte in Armuth verkehrt!" — Das sind die Beschreiungen, die der Teufelsbanner den historisch kritischen Untersuchungen entgegensetzt. Dazu eine abstruse Philosophie, die das Sein nach den Kategorien „Uebernatur (Gott), Natur (Welt), Unnatur (Teufel) betrachtet und sich bemüßigt fühlt, „nachdem Schelling mit dem Begriffe des Absoluten das Gebäude der Philosophie unter Dach gebracht, auf diesem Dachstuhle noch sein Giebelhäuschen zu errichten, in welchem, noch über dem Absoluten, das Selige und Göttliche wohnt, wohin der Mensch nicht mehr über die breite Treppe des Gedankens, sondern nur auf

der schwanken Leiter des Glaubens und nicht ohne daß ihm von oben herunter die Offenbarung unterstützend die Hand reicht, gelangen könne." Resultatlos blieben die Verhandlungen mit einem solchen Gegner freilich, doch ist Straußens Streitschrift, wie so manche von Lessing, schon durch die Behandlung des Widersachers ergötzlich, der jetzt über die Logik, jetzt über die Grammatik, jetzt über die Orthographie zur Rede gestellt, durch boshafte Unterbrechungen lächerlich, ja zum Kinderspott gemacht wird. Eine der ergötzlichsten Entdeckungen ist dabei die, daß Eschenmayer fortwährend seine eigenen früheren Schriften abschreibt, weil er mit Recht voraussetze, daß sie doch niemand gelesen habe. So weist Strauß eine Stelle nach, die Eschenmayer zuerst gegen Hegel geschrieben, dann in der Religionsphilosophie abgeschrieben, in der Dogmatik nochmals verwendet hat, und nun auch in den Ischariotismus vernäht. „Also ein Lappen, der bereits im vierten Rocke seine Dienste leistet." Zum Schlusse entschuldigt sich der Kritiker, daß er sich so lang mit einer solchen Schrift abgebe, „allein ist man einmal daran, ist der unhöfliche Schluß, eine solche Nichtigkeit zu entlarven: so darf, wer in allen Dingen nach Gründlichkeit strebt, auch nicht eher ablassen, als bis der letzte Fetzen von der Vogelscheuche abgerissen ist."

So geistesschwach nun auch das Dareinreden des alten Mannes in Dinge, die er nicht verstand, genannt werden muß, einen Vorzug hat er doch vor allen andern Vorsprechern des pietistischen Lagers voraus: Er gesteht ganz offen ein, daß es ihm nicht um die Wissenschaft zu thun sei, sondern um die Kirche. Er haßt alle Theologie und ist so ehrlich, die Hoffnung auszusprechen, das Buch von Strauß werde dieser gemeinschädlichen Wissenschaft ein Ende machen. In dem Buch von Strauß sei nur gekommen, was kommen mußte. Nachdem Schleiermacher durch seine Kunststücke den Satan aus dem Evangelium hinausgetrieben, erscheine nun Strauß und treibe durch noch feinere Kunststücke auch Christum hinaus — und damit sei nun die Selbstvernichtung der Theologie vollendet. Daß diese

Wissenschaft künftighin aufzuhören habe, ist darum die durchaus folgerichtige Ansicht des früheren Landarzts, die jedenfalls sehr viel ehrenhafter war, als das Affectiren einer Wissenschaftlichkeit, die doch mit keinem einzigen Prinzip Ernst machen darf.

Von diesem Standpunkte der ehrlichen Verwerfung aller Theologie machten auf Eschenmayer auch die Einwendungen von Freund und Feind gegen seinen Ischariotismus durchaus keinen Eindruck. Bald nach diesen letzten Leistungen wurde er in Ruhestand versetzt und nun zog er nach Kirchheim unter Teck zu seinem Freunde, dem Schneidermeister Dürr, mit dem er nun gemeinsam Teufel beschwor, Dämonen bekehrte, ihnen Beichte abnahm und sie bekehrt in die Hölle entließ, so daß er, im Diesseits pensionirt, dafür im Jenseits eine um so gesegnetere Wirksamkeit entfaltete. Auch das war neu, daß er nach den Berichten seiner Teufel eine Genealogie der in Württemberg ansässigen Dämonen aufstellte. Der aus dem Gefängniß in Weinsperg erlöste Mönchsgeist war nämlich Herrn Eschenmayer auch nach Kirchheim nachgezogen. Seit seiner Bekehrung hatte er den Namen Anton angenommen, dessen ungeachtet Herr Schneider Dürr ihn sofort recognoscirte. Es ist erfreulich, daß seine Bekehrung vorhielt. Während er bei der Weibertreu ein abscheulicher Polterer und Stänker war, fungirte er unter Teck als Schutzgeist und College des „starken Engels" (Michael), und half die Kranken gegen den Satan und eine ganze Rotte von bösen Geistern vertheidigen. —

In Gemeinsamkeit mit dem Schneider und dem in Kirchheim stationirten Vicar behandelte nun Eschenmayer ein besessenes Mädchen, Karoline Stadelbauer, die über Dämonen, Engel und Verstorbene die wundersamsten Mittheilungen machte. Auch den Verlauf dieser Kämpfe der schwarzen und weißen Geister, erzählte Eschenmayer 1837 in einer neuen Publication: „Conflict zwischen Himmel und Hölle, an dem Dämon eines besessenen Mädchens beobachtet von Professor C. A. Eschenmayer". Unter den Beweisen für die Existenz der Dämonen wird hier als ganz

selbstverständlich das Erscheinen des Strauß'schen Werk's aufgeführt[1], welche neueste Manifestation des Satans auch der Ungläubigste in jedem Buchladen sich ansehen könne. Zum Schluß versetzt sich der Verfasser selbst im Gesicht in die Welt der bösen Geister, dort findet er eine eigene Hölle für die Kritiker und Hegel'schen Philosophen, weil die gewöhnliche nicht heiß genug für sie ist. Auf der ersten Stufe sieht er Judas Ischariot, sodann wird das Treiben jeder Stufe in der Hölle beschrieben. Bei der vierten, der untersten Stufe, findet er die Modernen. Die Mythiker rufen: „Groß ist die Göttin Idea von Berlin!" Ischariot tauft sie „auf die Idee, das Anundfürsichsein und das Andersein". Endlich wird eine Preisbewerbung beschrieben unter denen, die das Christenthum am meisten entwürdigt haben. „Alle laufen herzu, aber nur zwischen zweien schwankt der Preis: zwischen einem alten, grauköpfigen Jubelgreis (Dr. Paulus) und einem jungen, kaum der Musenmilch entwöhnten Klopffechter (Dr. Strauß). Der Alte ruft: Mir gebührt der Preis. Seit 50 Jahren geht all mein Dichten und Trachten dahin, den Juden Jesum von seiner Gottessohnschaft zu entkleiden; Tausende von Schülern haben meine Grundsätze eingesogen u. s. f. Was hat dieser junge Laffe gegen mein Verdienst aufzuweisen? Der Junge erwiedert: Lieber Satan! Du siehst gewiß voraus, daß ich für die gute Sache noch zehnmal mehr zu leisten vermag, als diese alte ausgebrannte Oellampe. Was der Alte da noch stehen ließ, habe ich vollends ausgetilgt u. s. f. Und jetzt erhält der Junge den Preis, und der Alte das Accessit. Aber mitten in diesem feierlichen Act fährt der Engel des Zorns herab, alle zittern, die Sünden stürzen wie Furien hervor, die ganze Hölle erbebt von Gewinsel. Ach wie ist das Loos der Verdammten so bitter!" Wir sehen hier die Methode des biblischen Realismus, der die Einwürfe der Kritik mit der Aussicht auf die Höllenstrafen wider-

[1] Seite 211.

legt, in löblicher Offenheit gehandhabt. Strauß erwiederte im Jahr 1838 durch eine Anzeige der Schrift[1], die mit den Worten schloß: „Wenn Dante in der Vollmacht dichterischer Begeisterung sich zum Todtenrichter aufwirft, und die Seelen der Vor- und Mitwelt durch Hölle, Fegefeuer und Paradies vertheilt: so ist dies ein erhebendes Schauspiel, welches praktische Energie des Charakters und Kühnheit des Genius uns geben; wenn aber schwachsinniger Aberwitz den Stab des Höllenrichters in die schlotterigen Hände nimmt, und die Vertreter ihm unverständlicher Ansichten in den Schwefelpfuhl zu stoßen versucht: so könnte ein so unmächtiges Beginnen lächerlich sein, wenn nicht der Ekel die Oberhand behielte". Wer nun aber glauben wollte, daß der Pietismus einen Bundesgenossen wie Eschenmayer als einen Anstoß auch für Bessergesinnte sofort und einstimmig verläugnet hätte — der hätte nur ungenügende Kunde davon, was diese Partei unter „Wissenschaftlichkeit" versteht. Vielmehr wurden die Auslassungen des „ehrwürdigen Eschenmayer", des „berühmten Vorläufers und Mitbegründers der Naturphilosophie", als das Votum eines Philosophen von Fach angepriesen und mit den nöthigen Weglassungen weiter verbreitet. Wie Hengstenberg die Ausführungen Eschenmayers äußerst treffend fand[2], so hat insbesondere der verbi divini magister Joh. Zeller dieses „ernste Zeugniß eines auf dem Gebiete der Philosophie wahrlich nicht bedeutungslosen Denkers" in klug zusammen gestellten Auszügen mitgetheilt[3] und dasselbe „zwar nicht philosophisch im gewöhnlichen Sinn, aber doch richtig und tief psychologisch" befunden[4]. Allein bald hatte man Ursache zu bereuen, daß man sich auf die Bundesgenossenschaft mit den Weinsperger und Kirchheimer Dämonen eingelassen hatte, denn diese schwarzen Turkos fingen an, in der Armee großen Unfug anzurichten. Man machte die Entdeckung,

---

[1] Abgedr. in d. Char. u. K. 358 f. — [2] Vorwort zur Ev K.-Z 1836. — [3] Stimmen der Deutschen Kirche über das Leben Jesu von Dr. Strauss. Zürich bei S. Höhr. S. 115—120. — [4] S. 116.

die freilich leicht zu machen war, daß die Aussagen der Besessenen und Somnambülen keineswegs der analogia fidei gemäß seien und statt der evangelischen Wahrheit phantastische Abenteuerlichkeiten verbreiteten. Schriften wie die „Reisen in den Mond, in mehrere Sterne und in die Sonne, Geschichte einer Somnambüle in Weilheim an der Teck im Königreich Württemberg, ein Buch, in welchem Alle über das Jenseits wichtige Aufschlüsse finden werden, herausgegeben von einem täglichen Augenzeugen und Freunde der Wahrheit", waren schon durch ihren Titel so lächerlich, daß die klügeren und gebildeteren Pietisten es schließlich nöthig fanden, den Somnambülen und Besessenen den Laufpaß zu schreiben. Hatte Wilhelm Hoffmann in seiner Schrift gegen Strauß selbst eine Theorie der Besessenheit nach den Selbstaussagen der Wahnsinnigen gegeben, so sah er sich jetzt „durch einen verehrten Mann aufgefordert[1]", der abscheulichen Mißhandlung jener armen Kranken zu steuern. Als Seelsorger einer geistigen Heilanstalt war er ohnehin dazu verpflichtet und zudem gescheut genug, um es räthlich zu finden, die Sache des Pietismus von diesen Extravaganzen zu trennen. Natürlich thut er es nicht ohne die Warnung, auch hier nicht das Kind mit dem Bade auszuschütten und unter Rüge der Weise, wie man rechtschaffene und fromme Männer, die von den vermeintlichen Offenbarungen große Stücke halten, beschimpft und bekämpft habe[2]. Wenn aber in der einen Schrift, die man in gläubigen Kreisen verbreite, eine Somnambüle im Himmel die Seligen mit weißen Kleidern sieht, „auf denen die rosenrothen Schärpen so wunderschön stehn" und die Engel um ihre „Bundstiefel" beneidet, so findet Hoffmann doch, „man habe Grund gegen diese Sehereien mißtrauisch zu sein, und sich durch kein Ansehen der Person, der frommen und geistreichen Männer, die dergleichen begünstigen, an der strengen Prüfung hindern zu lassen, was da gelten möge als Wahrheit". Was die Besessenen betrifft, so findet Hoffmann die Frage noch schwieriger, weil es ein ihm

---

[1] Christenbote 1838, S. 91 f. — [2] Christenbote 1838, S. 91 f.

theuerer und hochgeachteter Mann sei, der für den Thatbestand bürge, und weil die Lehre vom Satan und den Besessenen selbst so fest stehe wie Gottes Wort. Auf manches, was in der That in den Geschichten von Kerner und Eschenmayer für eine Besitzung im biblischen Sinn spreche, kann er leider „des Raumes wegen" sich nicht weiter einlassen. Dagegen beweist er um so ausführlicher, was freilich kaum eines Beweises bedarf, daß Schneidermeister Dürr kein Wiedergeborner sei, sondern ein Lump, daß die Geister Entschlafener bei Christus sind im Himmel oder in der Hölle beim Teufel, aber nicht umgehen auf Erden, daß die Apostel nirgends die Dämonen bekehrt hätten, sondern die Kranken, und daß es nach den eigenen Erzählungen der Exorcisten wahrscheinlich erscheine, erst die verkehrte Behandlung habe die armen Kranken besessen gemacht. Daß Eschenmayer in einer neuen Schrift „über Unglauben, Halbglauben und Volksglauben" nun auch Hoffmann unter die „Stubenkritiker" und Halbgläubigen versetzte, bestätigte die Auflösung der seitherigen Geschäftsverbindung auch von seiner Seite und war natürlich dem Herausgeber des Christenboten nur willkommen[1]. Dennoch gab so mancher Pfarrer nur ungern den Glauben an diese wiedererwachte Gnade der apostolischen Zeit auf. Im Stillen versuchte man hier und dort, Gemüthskranke durch Handauflegung und Gebet zu heilen. Unter diese Gläubigen gehörte auch Hoffmann's intimster Jugendfreund, Pfarrer Blumhardt zu Möttlingen. Als die Heilung eines Dämonischen „eine großartige Erweckung der Gemeinde" herbeiführte, trat die Angelegenheit in ein neues Stadium. Blumhardt erneuerte die „Gabe der Krankenheilung durch Absolution und Handauflegung kraft bußfertig gläubigen Gebets". Um dieser Gabe eine ungestörte Wirksamkeit zu öffnen, kaufte er später das Bad Boll bei Göppingen, wo er als Seelsorger und Wunderarzt in ganz Süddeutschland bekannt ward[2]. Auch Wilhelm

---

[1] Christenbote 1838, S. 307 f. — [2] Vgl. Kurtz, Kirchengeschichte. Dritte Ausg S. 636.

Hoffmann, der von den Mühen des Kirchenregiments in seiner schwäbischen Heimath zu rasten pflegte, begegnete sich jährlich mit seinem wunderthätigen alten Freund und Blumhardt bezeugt ihm, daß er gerade noch in der letzten Zeit auch für seine „scheinbar besonderen Wege, Bestrebungen und Hoffnungen" ein Herz gezeigt habe[1].

Merkwürdig, wie lange doch auch Strauß an dem Glauben an Hellsehen, Fernempfinden und dgl. festgehalten hat. Eine Reihe von Aufsätzen aus den Jahren 1836—39 behandeln dieses Thema und selbst die Ausgabe seiner Charakteristiken und Kritiken von 1844 beläßt es bei dem Bekenntniß der Vorrede, daß diese Aufsätze seinem gegenwärtigen Standpunkt entsprächen. Wer aber daraus schließen wollte, daß in diesem Stück der große Kritiker länger im Aberglauben befangen geblieben sei als sein berühmter Gegner, den verweisen wir auf den Nekrolog des Generalsuperintendenten Hoffmann, dessen Tod im Jahr 1873 nach Herrn Hofprediger Wilhelm Baur von einem Wunder begleitet war. „Eine ehemalige Zuhörerin des Entschlafenen, berichtet uns der nunmehrige Vorsteher des Domcandidatenstifts[2], die außerhalb Berlins lebt und von Krankheit und Sterben desselben nichts wußte, hatte um die Sterbestunde, hell aus dem Schlafe erwachend, die deutliche Anschauung im Geiste, wie sie am Domcandidatenstift vorbeiging und singen hörte: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir". An sich mag es erfreulich sein, daß auch im Jahre 1873 die todten preußischen Hofprediger noch Wunder wirken, von den lebendigen aber fänden wir es klüger, wenn sie dieselben nicht weiter sagten.

---

[1] Christenbote 1873, Nr. 39. S. 308. — [2] Neue Evang. Kirchenztg. v. 20. Dez. 1873, S. 806.

5. Pietismus und Orthodoxie in Norddeutschland.

Hoffmanns Biograph hat mit Recht darauf hingewiesen, daß man dem Vortrag dieses Kanzelredners angespürt habe, daß er, ehe er nach Berlin kam, süddeutsche Bergluft und schweizerische Alpenfrische geathmet habe, und auf diesen provinziellen Anklängen beruhte zum Theil seine Beliebtheit. Doch stellt sich darin auch ein tieferer Gegensatz dar, in dem Hoffmann zu seinen preußischen Gesinnungsgenossen stand. Der süddeutsche Pietismus ist ein Volksproduct, der norddeutsche ein Stubengewächs. Hoffmann war in diesen Vorstellungen herangewachsen und hatte sie zuerst in ihrer treuherzigen Naivetät kennen lernen. Im väterlichen Hause war seit seinem ersten Erinnern alles Reden, Singen und Beten auf die Wiederkunft Christi gerichtet gewesen. Sonntäglich wanderten die Frommen Leonbergs nach Stuttgart, um ihren früheren Pfarrer Rieger zu hören. Heimkehrend machten sie auf einem Höhenzuge Halt und unter den Bäumen oder auf der Waldwiese ward in Lied und Gebet das „Amen, ja komm Herr Jesu!" von der harrenden Gemeinde zum Himmel gerufen. Da warf dann wohl in überschwenglicher Begeisterung ein alter Handwerksmann die Mütze in die Luft mit dem Ausrufe: „Herr Jemine, wär's nor scho do[1]". Der Führer des süddeutschen Pietismus hatte so ein Mal in seiner Jugend diesen naiven Glauben gesehen, und wohl auch getheilt, den er als Kirchenfürst vertrat, Hengstenberg, der Repräsentant des norddeutschen Pietismus, hatte nach aufgeklärter Jugendzeit, als Doctor der Philosophie, zugleich mit dem Entschluß, sich als Theologe zu habilitiren, sich umgewendet und kannte diesen Glauben von Anfang an nur als Parteisache. Der Eine hatte mit dem Volksglauben Fühlung be-

[1] Neue Ev. K.-Ztg. 1873, 692.

halten und ward darum niemals so maßlos im Ausdruck, so gewaltsam in seinen Forderungen wie der theoretische Pietist des Katheders, dessen Tiraden, eben weil sie rein literärische Leistungen sind, alles Maß vergessen. Dennoch war Hengstenberg persönlich nichts weniger als leidenschaftlich. Kahnis, einer seiner nächsten Freunde, sagt von ihm: „Hengstenberg war eine von Haus aus ruhige, leidenschaftslose, ja phlegmatische Natur, die nie von Gefühl und Phantasie bestimmt wurde. Hengstenberg war durch und durch Charakter. Er dachte mit dem Willen und wollte mit dem Verstand. Ein experimentirendes, zweifelndes, ziellos der Wissenschaft zusteuerndes Denken kannte er nicht. Hatte er etwas erfaßt, so legte er in dasselbe seinen ganzen Willen und änderte dann nicht leicht sein Urtheil. Was ihm aber auf diesem Wege zur Ueberzeugung geworden, das suchte er mit einer, keine Rücksichten, Hindernisse und Schranken kennenden Thatkraft durchzuführen[1]". Wenn wir also gewohnt sind, den Pietismus für ein Gefühlschristenthum zu halten, werden wir hier mit vollem Recht belehrt, daß der Hengstenberg'sche Pietismus vielmehr eine Verstandessache, ein doctrinärer Fanatismus war. Das zeigte sich auch schon in der äußeren Erscheinung. Wenn durch alle Aeußerungen Hoffmanns ein schwäbisches „Mailüfterl" wehte, und er selbst den Zusammenhang mit den Kreisen, in denen der Pietismus naturwüchsig ist, gern durchscheinen ließ, so hatte Hengstenberg durchaus nichts von dieser populären Haltung. Der Mann, der in seiner Kirchenzeitung eine prophetische Sprache und einen hyperbiblischen Jargon, gleich einem erweckten Handwerker oder englischen Puritaner handhabt, machte, mit den Worten seines Freundes Kahnis zu reden, „durchaus den Eindruck eines Mannes aus der Bildungswelt der Gegenwart. An eine alttestamentliche Persönlichkeit, an Flacius und Calovius, an einen Herrenhuther konnte niemand denken, der ihn sah. Hengstenberg kannte alle Ansprüche des laufenden Lebens, begleitete mit großem Interesse

---

[1] Vgl. den Nekrolog der Ev. Kirchenzeitung 1869, S. 747 f.

alle Bewegungen, so der städtischen als der socialen und politischen Welt, hatte eine bewundernswürdige Kenntniß von Personen und Zuständen aller Orte und beurtheilte die Verhältnisse der Gegenwart weder vom optimistischen noch vom pessimistischen, sondern vom Standpunkte eines praktischen Realismus aus. Immer gefaßt auf das Aeußerste, besaß er eine große Klugheit, die Dinge, wie sie lagen, für das Reich Gottes auszubeuten". Gemeinschaftlich sind Hoffmann und Hengstenberg die Beziehungen zu der vornehmen Welt Berlins. Hoffmann's erste Frau war eine Bäckerstochter gewesen, die zweite war eine Adelige, die dritte und vierte waren Gräfinnen. So sagt Kahnis auch von der gesellschaftlichen Stellung des Redacteurs der Evangelischen Kirchenzeitung: „Hengstenberg sah sich durch den Kreis, der ihn in Berlin aufnahm, durch den Stand seiner Gattin, endlich durch seine Stellung als Leiter der kirchlichen Richtung vorzugsweise an ein Verhältniß zu den höheren Ständen gewiesen. In seinem gastlichen Hause begegneten sich nicht selten Männer der hohen Standesaristokratie mit Männern der Geistesaristokratie in der Gemeinschaft kirchlichen Geistes .... zunächst machte Hengstenberg den Eindruck eines vorzugsweise feinen Mannes. .... in einer solchen Vereinigung von unerschütterlicher Festigkeit des Charakters und einem großen Talent, das Leben praktisch zu nehmen, lag eine Grundbedingung der tief eingreifenden Wirksamkeit Hengstenbergs".

Geboren war Ernst Wilhelm Hengstenberg[1] am 20. October 1802 zu Fröndenberg, erzogen wurde er zu Wetter an der Ruhr, wo sein Vater Pastor war, in dessen Haus u. A. auch die jungen Barone Senfft von Pilsach aufgewachsen sind. Die Vorfahren hatten als Patrizier von Dortmund eine Rolle gespielt. Das Wappen der „Henxtenberge" findet sich dort noch in den Kirchenfenstern. Sein Abzeichen ist ein schwarzes, rechtsspringendes Roß[2].

---

[1] Vgl. Evang. Kirchenzeitung 1869, S. 747 f. — [2] Bachmann, Hengstenberg. Gütersloh 1876, S. 4.

Eine Chronik dieser Stadt soll gelegentlich einer Revolution im 14. Jahrhundert berichten: „Die Bürger versammelten sich bei starkem Bier, die Patrizier aber unter Sergius Hengstenberg bei altem Rheinwein". Hengstenberg's Vater gehörte der landläufigen gemüthlichen Theologie an und hatte nichts mit der Richtung gemein, die später nach seinem Namen benannt wurde. Ein kränkliches, aber begabtes Kind war sein Sohn früh entwickelt, bezog im siebzehnten Jahr die Universität Bonn und machte mit einundzwanzig seinen philosophischen Doctor. Er war in dieser Periode Mitglied, eine Weile auch einer der Sprecher der Burschenschaft, fleißiger Schüler des Arabisten Freytag, von wenig theologischem Interesse. Unter 31 Vorlesungen, die er in drei Jahren zu Bonn hörte, waren nur vier theologische, und unter diesen drei hebräische, die also gleichfalls durch das philologische Studium dictirt waren. Auch den emsig suchenden Biographen lassen die Briefe dieser Zeit ohne Kunde über das religiöse Leben des jungen Mannes und vom Gottesdienst ist in einer dreijährigen Correspondenz nur ein Mal, und zwar abfällig, die Rede[1]. Dennoch ist schon des Studenten verstandesmäßiges Raisonnement, daß wer Pastor werde, den Glauben der Kirche vorzutragen habe und eine Untersuchung gegen einen katholischen Rationalisten, der „die saubern Sachen von Barth u. s. w." in einem Commentar vorgetragen, hat seinen sichtlichen Beifall[2]. Schleiermachers Glaubenslehre gab er nach absolvirter Lectüre seinem Lehrer Brandis mit den Worten zurück: „Wenn ich so bleibe, wie ich bin, werde ich nicht Theologe, wenn ich's aber werde, zu dem da wende ich mich nimmer[3]". Es ist danach wohl eine optische Täuschung, wenn Hengstenberg in späteren officiellen Aeußerungen behauptet, stets das Studium der Theologie im Auge behalten zu haben. Vielmehr benützte er seine Promotion zu Bonn im Januar 1823, um in ganz überflüssiger Weise seiner geringschätzigen Meinung

---

[1] Bachmann, Hengstenberg. I, S. 100. — [2] Bachmann I, 43. — [3] Evang. K.-Ztg. 1869, S. 750.

von der Exegese der Theologen Ausdruck zu geben[1]. Gleich die zweite seiner Thesen, zu der ihn freilich sein Lehrer Freytag verführt haben soll, lautet: „Die theologische Erklärung des alten Testaments ist ohne Werth" (nihili est). Auch solche Behauptungen fehlen nicht, die durchaus den Standpunkt der kritischen Schule vertreten, wie These 7: „In der Sammlung von Weissagungen, welche den Namen des Jesaja trägt, haben Cap. 40—66 einen und denselben Verfasser", oder die apodictische achte: „die Rede des Elihu im Buche Hiob ist unächt" (spuria). Natürlich waren die beiden theologischen Facultäten von der gütigen zweiten These nicht sehr erbaut. Professor Sack und Augusti opponirten ex corona, man war allgemein über den vorlauten jungen Philosophen entrüstet und Professor Heinrich äußerte sich im philologischen Seminar so kräftig, daß sich Hengstenberg den Abschiedsbesuch bei ihm erließ. Indessen ganz abgesehen von der Unziemlichkeit eines solchen Auftretens ist es nicht immer weise, sich so radical auszusprechen; als der junge Mann nach Ablauf von drei Semestern dennoch zum Entschluß gekommen war, sich als Theologe zu habilitiren, da lauten die Thesen dieses wandelbaren Theseus ganz anders. „Die thun Unrecht, findet er nun, um den Anfang an's Ende anzuknüpfen, welche die von Elihu gehaltene Rede aus dem Buche Hiob entfernen wollen". (These 8). „Die thun dem Worte Gewalt an, welche das 53. Cap. des Jesaja nicht vom Messias verstehen wollen". (These 5): „Das Buch Hiob ist uralt, nicht wie manche meinen zur Zeit der babylonischen Gefangenschaft zusammengestückt". (These 6). Hieß es vorhin, „die theologische Erklärung des alten Testaments ist ohne Werth", so haben wir jetzt einen Hagel von Versicherungen, daß im Gegentheil die profane ohne Werth sei. „Die menschliche Vernunft ist blind in göttlichen Dingen". (These 12). „Philosophen, welche weiser sein wollen als Christus, sind Götzendiener". (Th. 11). „Zum Verständniß des alten Testaments reicht die Philologie

[1] Bachmann I, 96. Evang. K.-Ztg. 1869, S. 833 f.

nicht aus; es ist ein Gemüth erforderlich, dem Christi Herrlichkeit aufgegangen ist". (Thes. 1). Die Umkehrung ist also in erstaunlich kurzer Frist eine vollständige, und selbst rein wissenschaftliche Fragen, deren Beurtheilung Gegenstand specieller Forschung ist, werden jetzt der Reihe nach in entgegengesetztem Sinn als im Wintersemester 1823 entschieden.

Gegnerische Stimmen wollten in diesem eben so raschen als radicalen Umwenden nichts als einen frivolen Kunstgriff sehen, um rascher vorwärts zu kommen, allein psychologisch wahrscheinlich ist es nicht, es werde ein geistig fein durchgebildeter Mensch wie Hengstenberg sein ganzes Leben auf eine bewußte Heuchelei stellen. Es muß doch eine Ader in ihm gewesen sein, die schon damals mit der bekenntnißmäßig kirchlichen Interpretation der Schrift sympathisirte, sonst hätte er eine derartige innere Lage gar nicht für die Dauer ausgehalten.

Er selbst hat gelegentlich behauptet, von der Gemeinde der Herrenhuther seine religiösen Impulse empfangen zu haben. „Wenn Alles zusammenbricht, so ziehe ich mich in die Brüdergemeinde zurück, denn von der bin ich ausgegangen[1]". Allein auch das gehört unter die späteren Selbsttäuschungen Hengstenbergs. Er war allerdings — aber *vor* jenen radicalen Bonner Thesen — in der Brüdergemeinde zu Neuwied zu Gast und rühmt in einem Briefe den Gottesdienst, den Gesang und den ganzen Geist der Anstalt, aber vornehmlich macht er sich doch über die Masse von Theetöpfchen lustig, die das Liebesmahl darstellen sollten und schildert seinen Schrecken, als man ihm bei demselben einen Laib Brod vorlegte, den kurz nach dem Mittagessen zu verzehren ihm „sehr bitter" gewesen wäre[2]. Nicht viel anders ist es mit seiner angeblichen Bekehrung in Basel bestellt, auf die uns seine Biographen mit großem Eifer verweisen. Hengstenberg war dorthin im September 1824 gekommen als Privatlehrer des reichen Candidaten Stähelin, der sich zum akademischen Lehramt vorbereitete

---

[1] Bachmann, a. a. O. I, 106 — [2] Bachmann, I, 106.

und Hengstenbergs Unterricht im Hebräischen begehrte. Die Briefe aus dieser Zeit zeigen ein lebendiges Naturgefühl, norddeutschen Familiensinn, aber zu der Basler Frömmigkeit steht er in Opposition, anfangs sogar in einer sehr heftigen, wenn er auch vor der großartigen Thätigkeit der Missionsanstalt je länger je mehr Respect empfindet. Daß er im Streit mit radicalen Tischgenossen die positiven Anschauungen in sich erstarken fühlt[1], daß er unter dem Eindruck der Todesnachricht einer geliebten Mutter religiös ergriffen und mehr zu theologischen als sprachlichen Studien aufgelegt ist[2], wer wollte sich darüber wundern — aber seine theoretischen Meinungen sind noch die früheren. Mit dem theologenfeindlichen Gönner Freytag, der ihn das erste Mal zu der angefochtensten seiner Thesen verleitet hatte, in Verhandlung über seine Habilitation in Bonn wird er von diesem in Betreff der projectirten Probevorlesung gewarnt, Aeußerungen zu thun, die gleich eine Partei gegen ihn aufbringen würden, er solle sich begnügen, über den Nutzen der Kenntniß des Arabischen für die alttestamentliche Exegese zu sprechen[3] und in seinen Disputationen mit Stähelin ist dieser der conservative Theil, während Hengstenberg z. B. die exilische Abfassung von Jesaja 40—66 noch immer verficht[4]. Daß Hengstenberg später, nachdem er sich dem Pietismus zugewendet, die Basler Eindrücke hoch anschlug, ist gewiß, aber weder der Gegenstand seiner Studien noch seine kritischen Urtheile hatten sich geändert, als er nach einer ausgedehnten Correspondenz, wo er am raschesten vorwärts kommen werde, sich im Herbst 1824 für Berlin entschied und sich dort in der philosophischen Facultät für Orientalia habilitirte. Er las im ersten Semester Arabisch vor zwei, Syrisch vor drei Zuhörern, um so näher lag es, an Erweiterung seines Wirkungskreises durch Habilitation in der theologischen Facultät zu denken.

Die Entscheidung gab Geheimrath Schulze, der sich seiner

---

[1] S. 157. — [2] S. 169 — [3] Bachmann, S. 144. — [4] Bachmann I, 155.

schon länger angenommen hatte und ihm bei einem seiner ersten Besuche sagte, „wenn er nicht seinem Fortkommen die größten Hindernisse in den Weg legen wolle, so müsse er sich in die theologische Facultät aufnehmen lassen". Nachdem er sich dafür entschieden, trat nun aber jene trocken juristische Auffassung bei ihm in Kraft, die er schon in Bonn vertreten, daß der Theologe die Lehre seiner Kirche vorzutragen habe und seine Schriftauslegung dem Bekenntniß unterordnen müsse. So wird sein Standpunct schnell fertig. Von Haus aus kein Freund der Rationalisten, hatte er im Basler Missionshaus gesehen, was auf die Massen und auf die Jugend wirkt, so findet er alsbald, daß die Regierung „einige gelehrte Missionare nach Halle schicken sollte". Als Thilo Halle verlassen will, gibt Geh. Rath Schulze dem jungen Günstling, der das Licentiatenexamen noch nicht bestanden hat, den vertraulichen Rath, „wenn er sich stark genug fühle, dort mit Entschiedenheit aufzutreten, beim Ministerio um Versetzung als Privatdocent nach Halle mit einer festen Remuneration einzukommen" und auch Ministerialrath Süvern, der aber nicht wissen durfte, daß er von Schulze ausgehe, heißt den Plan gut. In seiner Eingabe vom 24. November bemerkt nun Hengstenberg: „es möchte bei der Richtung, welche die Theologie in Halle genommen habe, vielleicht als wünschenswerth erscheinen, daß ein Docent, fest überzeugt von der Wahrheit der entgegengesetzten theologischen Richtung und ihre Vertheidigung entschieden ergreifend, in Halle eben durch diesen Gegensatz nützlich werde". So glaubt er im Hinblick auf die dortigen Rationalisten versichern zu dürfen, „daß diese Richtung die seinige nicht ist und nie die seinige werden wird. Und sollte auch dadurch, daß eine andere Ansicht der bisher fast allein herrschenden Richtung, der sich auch Professor Thilo ganz ergeben hatte, entgegenträte, Kampf und Reibung entstehen, so könnte dies für die Wissenschaft und für das Leben nicht anders als sehr ersprießlich sein[1]". Diese, vier Wochen

[1] Bachmann I, 209.

nach der Ankunft in Berlin, verfaßte Eingabe, ist das erste Document, das unzweideutig beweist, daß Hengstenberg nicht mehr gesonnen sei, die theologische Auslegung des Alten Testaments werthlos zu nennen [1].

Man mag diesen ersten Gebrauch, den der zweiundzwanzigjährige Jüngling von seinem neuen Glaubensstandpunct macht, bedenklich nennen, aber vor allem setzt es sehr ungesunde Zustände voraus, wenn ein junger Mann, der das Licentiatenexamen noch gar nicht einmal bestanden hat, vielmehr dem Vater privatim anvertraut, dafür noch einige Monate sehr angestrengt arbeiten zu müssen [2], sich überhaupt dem Minister als Glaubenskämpfer gegen eine Facultät anbieten darf, ohne eine ernstliche Rüge gewärtigen zu müssen. Als Erläuterung für den Vater, warum er sich auf Halle einlassen wolle, heißt es in einem Brief: „Zu einer Anstellung in Berlin oder Bonn ist für jetzt keine Aussicht; in Halle hingegen sind mehr alte Theologen, wie irgendwo, und wer schon dort redlich das Seine gethan hätte, könnte sicher hoffen, in der Anstellung Anderen vorgezogen zu werden [3]". Da Thilo blieb, fiel der ganze Plan in's Wasser, aber so verwöhnt war

---

[1] Wir werden uns also die Bekehrung Hengstenberg's vorzustellen haben, wie die Bekehrung Leo's. So wenig Leo's Widerruf seiner Geschichte der Juden im ersten Band seiner Weltgeschichte, nach Hengstenberg's Zeugniß, (Ev. K.-Ztg. 1836, S. 30) „allein aus erneuertem und gründlicherem Studium" rührte, sondern aus dem „Aufgeben seines früheren Lebensstandpunkts", eben so wenig hatte Hengstenberg in drei Semestern alle jene Fragen neu untersuchen können, in denen er nun das Gegentheil zu meinen vorgab, als zu Bonn. Wie er selbst über Bekehrungen dachte, beweisen Aeußerungen wie die: „Leo hat für den Dienst, den er der Evangelischen Kirche geleistet, das nicht leichte Opfer, das er ihr dargebracht, bis jetzt nicht die rechte Anerkennung gefunden, nicht den verdienten Dank erhalten u. s. w." Ev. K.-Z. 1839, S. 20. 30. Ebenso S. 41: „Die Gegner haben viel gegen Leo auszurichten geglaubt, wenn sie ihm vorhielten, daß er früher ganz andere Grundsätze gehabt ..... aber niemand wird als Christ geboren. Der Gang, den Leo genommen, ist daher durchaus als ein normaler zu betrachten. Daß Jemand beginnt, wie er begonnen, ist in unserer Zeit ganz natürlich u. s. w." — [2] S. 211. — [3] Bachmann I, S. 210.

der junge Gläubige bereits, daß, als der Antrag der Facultät, ihm das Licentiatenexamen zu erlassen, wegen der Consequenzen vom Ministerium abgewiesen wurde, er das als eine bittere Kränkung betrachtete. Sofort vermuthet er, daß man ihn wegen seines Glaubens verfolge, denn die Ministerialreferenten Schulze und Beckedorff seien beide „ganz rasende Hegelianer" und hätten ihn ohne Erfolg ermahnt, sich an Marheineke anzuschließen. Doch ist er geneigt, die Heimsuchung, daß ihm das Examen nicht erlassen und er nicht schon jetzt bei der Leitung des Seminars betheiligt wird, als eine Führung zu betrachten: „Niemand kommt zum Sohne, es ziehe ihn denn der Vater und der ziehet auf mancherlei Weise, wie es für Jeden gut ist, durch Freude und durch Leid". Diesen anspruchsvollen Anfänger zog er zunächst durch das vorschriftsmäßige Examen, dem dann am 20. April 1825 die Disputation über jene Thesen folgte, die das Gegentheil dessen besagen, was er am 18. Januar 1823 zu Bonn vertheidigt hatte. Warum er überhaupt dieselben Themata wählte wie vor drei Semestern, nur nach der positiven Seite gewendet, ob als Widerruf, ob darum, weil sie ihm schon geläufig waren, wagen wir nicht zu entscheiden.

Das für eine wissenschaftliche Disputation ohnehin unpassende Hervorstellen des religiösen Standpuncts macht aber einen um so ungünstigeren Eindruck als ein junger Mann, der eben das zur These nimmt, was er noch vor kurzem öffentlich widerlegte, doch alle Ursache gehabt hätte, bescheiden aufzutreten, die Motive seiner Umkehr einer ernsthaften Selbstprüfung zu unterwerfen und die wissenschaftliche Haltbarkeit eines eben erst gewonnenen Standpuncts in der Stille zu untersuchen, statt die eingetretene Umkehr an die große Glocke zu hängen. Wenn sein Biograph dazu erbaulich an den Apostel Paulus erinnert und Basel seines Helden Damascus nennt, so ist neben einigen andern Unterschieden auch der bemerkenswerth, daß der Apostel nach seiner Bekehrung sich nicht mit Fleisch und Blut berieth, sondern er ging

nach Arabien und dann nach drei Jahren kam er zu Petrus nach Jerusalem in der Stille.

Was zur Entschuldigung Hengstenberg's geltend gemacht werden kann, ist lediglich seine Abhängigkeit von seiner Umgebung. Alle seine Freunde wissen von ihm zu erzählen, daß er furchtsam, in seiner Jugend sogar ein vollkommener Hasenfuß gewesen sei, und daß ihm das Hervortreten stets Ueberwindung kostete. Aber solche Naturen lassen sich oft von Andern schieben und wie ihm in Bonn Freytag die radicale These gegen die Theologen eingeblasen hatte, so haben ihn möglicher Weise auch hier seine neuen frommen Freunde zum lautesten Zeugniß bestimmt. — Das führt uns denn auf die pietistische Partei selbst, die Hengstenberg in Berlin sofort in Empfang genommen hatte.

Die pietistische Form des Glaubenslebens hatte sich in der Periode der Aufklärung zu Berlin in die Stille kleiner Kreise geflüchtet, die erst während der Noth der Franzosenzeit wieder mehr von sich hören ließen[1]. Dieselben waren vereinigt zu der von Basel aus angeregten und 1782 gegründeten Christenthumsgesellschaft, die monatlich ein Mal in den Räumen der Realschule sich versammelte, und in Ansprachen, Gesang, gemeinsamem, auf den Knieen gesprochenem Gebet, ihre Erbauung suchte. Hochgestellte Herren, wie die Grafen von Reuß und Lynar, die Herren von Mittelstädt und Meyerenfeldt, verkehrten hier mit einfachen Bürgern, wie dem Bäckermeister Drewitz, dem Kaufmann Apitzsch, dem Bankassistenten Herrmann, dem Kantor Kuhnau, dem Schulvorsteher Schmidt u. A. An die Monatsversammlungen schlossen sich die wöchentlichen Stunden in Privathäusern an. Die berühmteste war die, die Baron von Kottwitz in der Alexanderstraße seit 1807 aufthat. Am zahlreichsten waren die Frommen in der stillen Wilhelmsstraße, von den Berlinern spottweise die „Lämmleingasse" benannt[2]. Mit den Kriegsjahren traten diese Leute eifriger

[1] Vgl für das Folgende Bachmann, Hengstenb. I, 181 f. — [2] Bachmann S. 183.

hervor. Pastor Jänicke an der böhmischen Gemeinde organisirte ein „Bete-Korps", um die Gefahr, von der Berlin vor der Schlacht von Großbeeren bedroht war, durch Beten und Singen abzuwenden. Nach dem Friedensschluß gründeten die in gemeinsamer Arbeit sich näher getretenen Geistesverwandten zwei Gesellschaften, den Bibelverein und den Tractatenverein. Bald zählte Berlin über zwanzig Conventikel und des Schleswiger Pastors Claus Harms kriegerische Thesen im Jahre 1817 und des Berliner Privatdocenten Tholuck Antwort auf de Wette's „Weihe des Zweiflers" (1823) bewies, daß man begann, activ zu werden. „Es bricht ein großer Auferstehungsmorgen an", läßt Tholuck seinen „Patriarchen", den „Vater Abraham" aus der Alexanderstraße, Baron von Kottwitz, rufen, Hunderte von Jünglingen werden an allen Orten erweckt. An allen Orten treten die Bekehrten in genauere Verbindungen. Selbst die Wissenschaft wird Dienerin und Freundin des Gekreuzigten. Auch die Obrigkeit begünstigt sie an vielen Orten und wo sie es nicht thut, wird die Streitkraft des Lichtes um so gewaltiger[1]." Um eben diese Zeit (1822) trat Friedrich Strauß, der Verfasser der „Glockentöne", in sein Doppelamt als Hofprediger am Dom und als Professor an der Universität. Nun war man bereits zu einer starken Partei auch in den höchsten Kreisen des Berliner Lebens geworden. Die Hollweg's, Lancizolle's, Gerlach's, Sommerfeld's, Schmaltz's, Snethlage's, die Kammergerichtsräthe le Coq und Eichmann, die Adjutanten des Kronprinzen, Major von Röder und Graf von der Gröben, Major von Meyern, v. d. Dollen, von Guretzky, von Senfft, die Oberpräsidentin von Schönberg und Caroline Focke, sie alle bildeten einen großen Freundeskreis, der sich in den Erbauungsstunden sah und nach Baron von Kottwitz' Worten „sich stärkte im Kampf gegen das Heidenthum der Zeit[2]." Mit den gemeinen Leuten vermittelten die alten Stundenhalter die Beziehung, unter denen ganz curiose Käuze gewesen sein müssen. Da

[1] Bachmann S. 186. — [2] Bachmann S. 194.

war der „blinde Stuhr", der nur von Wasser und Brot lebte, aber gern von den Erweckten der höheren Stände in seiner Klause besucht ward, weil er schriftmäßigen Trost zu spenden wußte; da war der Hoflackierer Knecht, der in seinem Garten in der Lindenstraße den Weinbau nach der Bibel betrieb, mit Bengel die Wiederkunft Christi auf das Jahr 1836 erwartete und sich einstweilen das neue Jerusalem hatte in Oel malen lassen; auch die Edelsteine, in die die Mauern des neuen Zion gegründet sein werden, zeigte er in einem saubern Kästchen. Da war der Bandagist Hennefuß, dem der Herr in Person erschien und ihm Aufträge an seine Freunde gab. Sie und ähnliche Originalien, wie der alte Lieutenant Bormann, der eine eigene Uranologie geschrieben, Hauptmann Reimann, ein thätiges Mitglied der Tractatengesellschaft, waren die dienenden Geister.

Ihrem Werthe nach verhalten sich die beiden Kreise zu einander wie dieselben Strömungen in Süddeutschland. Während der vornehme Pietismus meist ein Kunstproduct ist, darf der der gemeinen Leute als ein nicht nur wohlgemeintes, sondern auch als ein wohlthätiges Element bezeichnet werden. Zumal in einer großen Stadt, in der so viele verderblichen Mächte den sittlichen Boden des Volkslebens zerstören, können es der Bestrebungen, die Gewissen innerlich zu binden, nicht genug sein und da sind unsere volksmäßigen Pietisten, Methodisten und kleineren Secten, die protestantischen Mönchsorden, die in Kreise herunterwirken, in die der Einfluß des regulären Klerus nicht mehr reicht. Sie sind die nützlichen Maulwürfe, die den verderblichen Engerlingen nachstellen, und die man gewähren lassen muß, auch wenn das Auge zuweilen von den Spuren ihrer Arbeit beleidigt wird. Dazu handeln sie vollkommen in gutem Glauben, denn wer wollte von ihnen verlangen, daß sie die theoretischen Schwierigkeiten ihres Standpuncts übersehen sollten. In den obern Kreisen dagegen ist der Pietismus ein kränkliches Stubengewächs, das den Gang in's Freie dem Auge ersetzen soll. Man will neben der tristen Dürre des städtischen Lebens etwas für's Gemüth und für die Phantasie und erhitzt

sich dann für diese symbolische Religion, die bald Spielzeug, bald Streitobject, bald Ruthe für die Kinder ist, aber nicht mit dem Menschen verwächst. Neben ihren sonstigen Principien und Bedürfnissen haben diese Leute noch apart ihren „christlichen Standpunct", der dann im Wesentlichen darauf herauskommt, daß man zu den pietistischen Vereinen beisteuert und die rationalistischen Pastoren drückt. In jener Periode aber war unläugbar ein gewisser romantischer Enthusiasmus in diesen Kreisen lebendig geworden, dessen ideale Momente Richard Rothe uns lebendig geschildert hat. Nach der langen Periode Göthe'scher Classicität und Kantischer Lehrweisheit war ein Heimweh nach den einfachen Grundlagen unserer christlichen Cultur auch im Salon des Adels und den Wohnungen der Gelehrten und Beamten eingekehrt. Die romantische Strömung wurde hier zur Begeisterung für das Evangelium. Auf die verschiedensten Naturen wirkte diese Richtung anziehend und man konnte ihr wirklich nicht anfühlen, daß sie so schnell in die Bahnen eines gewöhnlichen, verfolgungssüchtigen Conservativismus einlenken werde.

Der eifrigen Propaganda dieser Cirkel war der junge Dr. Hengstenberg um so rascher zugeführt worden, als auch sein Gönner Eylert und die Männer der theologischen Facultät, zu denen er allein Beziehungen hatte, Strauß, Neander und Tholuck, nach dieser Seite neigten. Nicht lange nachher lernte Hengstenberg bei dem frommen Kaufmann Samuel Elsner seine Frau kennen, und seit diesem Eintritt in eine der Familien des gläubigen Landadels war er nun definitiv der Mann, den wir aus der kirchlichen Zeitgeschichte kennen.

Sein oberster theologischer Grundsatz, wie er ihn zuerst in einem Programm der Bibelgesellschaft vom Jahr 1825 entwickelte, war: das innere Wort dem äußern unterzuordnen. Nur die Apostel waren irrthumsfrei, es wäre daher sträflicher Undank gegen Gott, wenn wir das innere Wort dem äußern neben oder gar überordnen wollten [1]. Die Aufgabe des akademischen Lehrers

[1] Bachmann I, 249.

ist ihm: das Beste der Kirche zu suchen[1]; nicht um die Wissenschaft handelt es sich ihm, sondern um die Kirche.

Ganz richtig beurtheilt Minister von Altenstein den jungen Docenten, wenn er über ihn schreibt: „es ist nicht ein Wissen, sondern eine Richtung, die er verfolgt, mit Andern verfolgt. Dieses scheint mir im Anfang einer Laufbahn höchst mißlich. Das Wissen leidet sehr leicht, ordnet sich der Richtung unter, statt diese zu geben und erst zu schaffen, und wird abhängig von Andern. Der junge Mann soll frei von äußern Einwirkungen auftreten, aus dem Wissen die Richtung erhalten und diese dann so schaffen daß er auch Andere dahin zieht[2]." Da eben lag es. Das bedeutende, aber ausschließlich philologische Wissen Hengstenberg's war der „Sache des Herrn", wie er es nennt, untergeordnet worden und leistete dieser Sache Advocatendienste. Es war ihm das um so leichter geworden, als ihm bei seinem „Aufgeben des alten Lebensstandpunctes" noch jede theologische Vorbildung abging. Er hatte in Bonn und Basel vollauf mit dem Studium der Orientalia zu thun gehabt, von einer Kenntniß der theologischen Probleme findet sich nirgends eine Spur und als er zum Licentiatenexamen noch rasch die nöthigen Kenntnisse zusammenraffte, hatte er sich schon bekehrt. So konnte er die Tragweite seines Entschlusses wissenschaftlich gar nicht übersehen, als er ihn faßte.

Was ihm aber die pietistische Auffassung gemüthlich vermittelte, war ein Zug zur Melancholie, die ihn in Folge angestrengter Arbeiten damals heimsuchte. Er und Tholuck sind „der Pilgrimschaft müde". Er nennt sich einen „armen geplagten Menschen[3]" und ist mit seinen Nerven so herunter, daß ihn überall ein Gefühl der Schwäche und Erschöpfung verfolgt[4]. In diesen krankhaften Stimmungen war es ihm eine Wohlthat, sich hinzugeben, zu glauben. „Von Natur heftig, schroff und kalt, ergriff ich, mir selbst dadurch zur Last, begierig das Wort von dem,

---

[1] S. 235. — [2] S. 285. — [3] S. 251. — [4] S. 243. 239

der uns von uns selbst befreien will[1]", so schreibt er im Jahr 1827 in einem Briefe, der so sehr der Ausdruck eines gepeinigten Gemüthes, noch nicht ausgekämpfter Kämpfe ist, daß es Unrecht wäre, an der Wahrheit seiner Worte zu zweifeln.

Friedlicher ist es aber auch so in ihm kaum geworden. In verzehrender Ungeduld will er sofort eine Stelle. „In Marburg, schreibt er am 13. Januar 1825, ist jetzt eine theologische Professur erledigt, da Sartorius einem Rufe nach Dorpat gefolgt ist. Wer weiß, ob ich nicht hingekommen wäre, wenn Manger seinen Einfluß behalten hätte? In Erlangen ist die Professur der Orientalischen Sprachen durch Kanne's im vorigen Monat erfolgten Tod erledigt. In Leipzig sind zwei Professuren der Theologie, in Rostock, Greifswalde, Jena eine zu besetzen[2]." Auch der Vater schreibt für ihn nach Marburg. „Hilfts nichts, so schadets nichts." Sein Freund Otto von Gerlach wirbt für ihn in Rostock. Dann soll die dort angeknüpfte Verhandlung gebraucht werden, um auf Berlin zu drücken. Endlich wird durch den Adjutanten des Kronprinzen dieser und durch den Kronprinzen der Minister in Bewegung gesetzt, und während sonst die Privatdocenten fünf Jahre zu warten haben, erhält er auf diesem Wege schon im dritten Jahr eine außerordentliche Professur. Als die Ernennung kommt, hat er sich seinerseits schon an den Gedanken einer Landpfarrei gewöhnt, „doch des Herrn Wille geschehe!" — Bereits im Sommer 1826 will ihn der Minister nach Königsberg befördern, während er das dortige Klima fürchtet und „für die Sache des Herrn" sein Verbleiben in Berlin viel angemessener findet. Trotz seines Protestes findet er am 29. Juni das Patent vor. „Des Herrn Wille geschehe, schreibt er nochmals. Meine Seele ist stille zu Ihm". Aber wiederum muß der Minister seine eigenen Worte essen. Das Decret wird zurückgenommen. Altenstein war ziemlich unwirsch über diese weichlichen Sorgen. „Ein junger Mann, schreibt er, darf nicht gleich für sein Leben und seine Ge-

[1] S. 234. — [2] Bachmann I, 258.

sundheit bange sein; er folge seiner Bestimmung. Herrn Hengstenberg's Vorstellung von Preußen ist ganz übertrieben; ich selbst lebte, schwächlich und in der fürchterlichsten Geschäftslage doch ganz erträglich dort." Es half den Minister nichts. Hengstenberg blieb in Berlin und im Jahr 1828, mit sechsundzwanzig Jahren, ist der junge Mann Ordinarius an der ersten Universität Deutschlands. Man mag für diese Pressionssucht allerlei entschuldigende Sprüchlein wissen, daß auch andere große Männer mit Wasser gekocht haben, oder daß schon der Dichter sage: Es irrt der Mensch, so lang er strebt, die triftigste Entschuldigung wird immer die sein, daß wo die Behörden sich so verhalten wie hier, ein derartiges Getriebe gar nicht ausbleiben kann. Wenn wir in einer Eingabe Hengstenberg's vom Herbst 1825 wieder der Berufung darauf begegnen, daß er sich dem akademischen Lehramt gewidmet habe, „weil jetzt so wenige akademische Lehrer das Beste der Kirche mit gewissenhafter Treue fördern[1]", so muß der Bewerber dessen sehr sicher sein, daß über die Promotionen im Ministerium nach kirchlichen Gesichtspuncten verfügt wird. Hat es doch der Minister selbst immer mit der Richtung seiner Beamten zu thun. Dazu, welche Gebahrungen der Geheimen Räthe, die einen jungen Menschen in's Vertrauen ziehen, wie gegen die Halle'schen Rationalisten vorzugehen sei, ihm Eingaben an ihr Collegium unter die Hand geben, aber ihm verbieten, sie zu verrathen! Die Befürwortung der Beförderungen an der theologischen Facultät übernehmen Adjutanten des Kronprinzen, die Ordinarien dagegen halten sich für befugt, den Docenten ihre Schriftstellerei zu verweisen, erlassene Verfügungen werden auf geheime Winke wieder hinfällig, den Privatdocenten der Partei unterstützt man, indem man aus den Pfarrhilfsfonds in der Provinz dem Vater Unterstützungen zuwendet[2], die gar nicht für diese Zwecke bestimmt sind. Das Alles macht nicht den Eindruck eines gerechten, objectiv handelnden Regiments. Vergegenwärtigt man sich nun auf der

---

[1] S. 253. — [2] S. 255.

andern Seite, wie wir gleichzeitig in der Periode der Untersuchungen gegen die Burschenschaften, der Demagogenprocesse, der Bücherpolizei und der geheimen politischen Denunciationen stehn, und wie zahlreiche junge Talente damals ihre „Festungszeit" überstanden oder auch nicht überstanden, so wächst der Unmuth gegen dieses unwürdige Getriebe. Man lese neben dieser Biographie Hengstenberg's die von Fritz Reuter, Karl Hase, Arndt und so vieler Andern, dann rücken diese Berliner Vorgänge erst in ihr rechtes Licht.

Unter solchen Verhältnissen erklärt es sich, daß die sogenannten erweckten Kreise nicht mehr lange die Stillen im Lande blieben. „Was man in den Cirkeln der gebildeten Gesellschaft, berichtet uns Hengstenberg's Biograph [1], und in den tonangebenden Kreisen anfangs mit Achselzucken ignoriren oder gar mit wohlfeilem Spott mundtodt machen zu können sich eingebildet, das hatte sich während der letzten Jahre in immer weniger zu ignorirender, immer greifbarerer Gestalt entwickelt". Die vor zwanzig Jahren noch nach Voltaire gebildete preußische Hofwelt, wendete sich in ihren Hauptvertretern dem Pietismus zu. Der frühere Gouverneur der Prinzen, Generallieutenant von Diericke, die Minister von Kircheisen und von Schuckmann wurden Vorstände des Bibelvereins. Generaladjutant von Witzleben wurde Präsident des Judenmissionsvereins, während die Adjutanten des Kronprinzen, Graf von der Gröben und Major von Röder, sowie Major von Gerlach und Graf von Stosch, die Professoren Hollweg und Lancizolle sich unter dem Vorsitz des Oberbergraths von Laroche zu einem Verein für Heidenmission zusammenthaten. „Hoffräulein und Edeldamen, berichtet Bachmann weiter, sah man, angeregt durch die Reden der Engländerin Mrs. Fry, der von Tholuck eingeführten und von einer Prinzessin des Königlichen Hauses protegirten Löwin der Berliner Aristokratie, nach Spandau pilgern und Bibeln und Gesangbücher an die Zuchthäusler ver-

[1] Bachmann I, 265.

schenken . . . Man zählte, wie Einer nach dem Andern „unter die Frommen" ging, wie der „gläubigen Militairs" immer mehrere wurden, wie wieder „ein Betbruder mehr" in eine einflußreiche Stellung kam . . . . Man wußte, daß der alternde König sich für Bibel und Missionsgesellschaften, für Tractatenvereine u. dgl. interessire, und daß der Kronprinz ganz in die Richtung der Frömmler und Mittelalterfreunde eingegangen, und sah mit Sorge in die Zukunft[1]."

Als diese Strömung auch in den Provinzen Beunruhigung verbreitete und insbesondere die Königsberger Regierung in Beziehung auf die damals schon agirende Ebel'sche Clique meldete, man sei in Königsberg sehr besorgt wegen gewisser Verbindungen, die im Finstern ein vermeintlich besseres Christenthum verbreiten wollten und dabei doch selbst gegen die ersten Regeln des Christenthums handelten, ermannte sich Altenstein noch ein Mal und erließ am 24. October 1825 an die Consistorien eine Verfügung, sie möchten dem Mysticismus, Pietismus und Separatismus in den Seminarien steuern, da das Ministerium solchen und ähnlichen Verirrungen den Weg in die Schulen und Unterrichtsanstalten eben so fest verschlossen wissen wolle als den seichten und trostlosen Bestrebungen des sogenannten Vernunftglaubens. Dieser Erlaß wurde von dem großen Publicum mit entschiedenster Freude aufgenommen und die Bretschneider'sche Kirchenzeitung freute sich, daß endlich das immer mehr sich einnistende religiöse „Nebeln und Schwebeln, Lämmeln und Heilandeln, Brünsteln und Andächteln an das Licht des Tages hervorgezogen werde". Allein diese Richtung war bereits zu mächtig geworden. Altenstein mußte es sich gefallen lassen, wenn es ihm nicht ausdrücklich auferlegt worden ist, daß sein Erlaß in den „Jahrbüchern für das Schulwesen in den Preußischen Staaten" in Form einer näheren Erläuterung desavouirt wurde. Einer seiner Geh. Räthe, Beckedorf, erklärte die Nachrichten über die damals zum ersten Mal mit

---

[1] Bachmann I, 266.

einer Untersuchung bedrohten Königsberger „Mucker" für apokryph, und interpretirt den Erlaß seines Chefs in einer Weise, die einer Zurücknahme gleichkam. Es war das der erste öffentliche Sieg des Pietismus. Auch Hengstenberg trat gegen den Erlaß des Ministeriums in einer anonymen Flugschrift auf, die wider alles Erwarten die Censur passirte, und druckte als authentische Erklärung der Meinung der Regierung Beckedorf's Erläuterungen ab. Die weitere Entwicklung des Königsberger Conventikelwesens gab zwar den Befürchtungen, die die dortigen Behörden ausgesprochen hatten, vollkommen Recht, allein für jetzt hatte die Partei der Frommen Altenstein auf's Neue geschlagen.

Nunmehr fühlte man sich auch stark genug, in der Presse öffentlich Stellung zu nehmen. Im Sommer 1827 wurde die Evangelische Kirchenzeitung gegründet, deren Redaction der nunmehr als Extraordinarius angestellte Hengstenberg übernahm. Das Blatt führte sich mit einem sehr friedlichen Programme ein und wollte zunächst für ein Organ der Richtung Neander's, Tholuck's und ihrer Kreise gelten. Im Jahr 1828 wurde Hengstenberg ordentlicher Professor; mit Hegel's und Schleiermacher's Tod fielen andere Bande und immer kriegerischer und gehässiger wurde der Ton der neuen Zeitung. „Der todtgesagte Christus, berichtet Hengstenberg's Biograph[1], gab ein Lebenszeichen, davon den falschen Propheten die Ohren gellten und er stellte unter dem Siegespanier seines Kreuzes eine geschlossene Phalanx wider den Rationalismus in's Feld mit dem Schlachtruf: hie ist Immanuel!" Gewiß, wir haben es noch in den Ohren dieses „Immanuel!" und von der Kriegführung der geschlossenen Phalanx hat ein Mann wie Ferdinand Christian Baur also geurtheilt: „Immer mehr stellte sich die Evangelische Kirchenzeitung als ein Büreau geheimer Nachrichten dar, welche der Herausgeber von versteckten Zuträgern aus allen Weltgegenden sich einsenden ließ und rücksichtslos veröffentlichte, als ein Organ der bösartigsten und gehässigsten An-

[1] Bachmann, S. 172.

klägerei[1]". Zum ersten Male ertönte das „Hie ist Immanuel!" im Jahr 1830, als Hengstenberg von Halle'schen Studenten Collegehefte borgte, um sie zur Denunciation der Lehrer zu benützen. Der Lärm ward allerdings groß genug und wenn auch den wahren Propheten das Ohr gegellt haben sollte, ist es schwerlich das rechte gewesen.

Die Nummern 5 und 6 der Evangelischen Kirchenzeitung veröffentlichten nämlich auf Grund jener erborgten Hefte einen, von dem Juristen von Gerlach verfaßten[2] anonymen Artikel, der die Professoren Wegscheider und Gesenius dem Einschreiten des Ministeriums empfahl. Insbesondere Gesenius wurde des Unchristenthums, ja der Verspottung des Heiligen angeklagt, und die Sache so dringlich gemacht, daß das Ministerium nicht umhin konnte, die angeblichen Thatsachen untersuchen zu lassen. Sie erwiesen sich als unwahr. In dem Erlaß, welcher an die evangelisch-theologischen Facultäten erging, wurde ausdrücklich anerkannt, daß nichts ermittelt worden, weßhalb von Staatswegen einzuschreiten wäre. Dennoch mußte Altenstein auf Befehl des Königs allen Lehrern des Königreichs einschärfen, sich in ihren Vorträgen einer würdigen Behandlung der heiligen Gegenstände zu befleißigen. Die Denunciation endete somit mit der Zurückweisung der Denuncianten, aber jene Partei war bei Hof so stark, daß das Ministerium ihr durch eine Admonition an alle Professoren der Theologie ihre Niederlage mußte verdecken helfen. Hatte Schleiermacher im Hinblick auf das Treiben Hengstenberg's schon im Jahr 1829 das Wort gesprochen: „Der Boden hebt sich unter unsern Füßen, wo diese düstern Larven auskriechen wollen, die alle Forschung außerhalb jener Umschanzungen des Buchstabens für satanisch erklären", so sagte sich nun auch Neander öffentlich von der Kirchenzeitung los, indem er ausdrücklich miß-

---

[1] Baur, Kirchengesch. V, 228. — [2] Vgl. Kurtz, Kirchengesch. §. 204, 1.

billigte, daß schon lange alle Lehrgegensätze, die auf dem Gebiete der Wissenschaft sich ergäben, durch diese Zeitung an das Forum der Laien gebracht worden seien, und der Herausgeber nun gar Hefte der Studirenden zur Anschwärzung ihrer Lehrer mißbrauche, was bei öfterem Vorkommen jede Unbefangenheit des akademischen Lehrvortrags hemmen müsse und das gegenseitige Vertrauen zerstöre, das zwischen Lehrern und Lernenden nothwendig stattfinden sollte. Allein Hengstenberg erwiederte eben so kühl als hochmüthig, er habe nur seine Pflicht gethan, indem er das schreiende Unrecht, das durch Anstellung rationalistischer Professoren gegen die evangelische Kirche begangen werde, dem Könige zum Bewußtsein gebracht habe. Trotz alles Lärms in der Presse durfte der Berliner Professor so reden. Wußte er doch, daß der König ursprünglich ein Einschreiten gegen die Rationalisten verlangt und Altenstein nur mühsam es erlangt hatte, eine generelle Verfügung an die Stelle setzen zu dürfen. Auch die Gläubigen dachten keineswegs alle so streng wie Neander, vielmehr priesen sie Hengstenberg als „eine eherne Mauer und eine eiserne Säule wider das ganze Land und wider die Könige in Juda und wider ihre Priester und wider das Volk im Lande[1]". Die Mildgesinnten aber mißbilligten zwar die einzelnen Excesse, allein in ihrem Kampfe gegen den Rationalismus und dann gegen Strauß war ihnen dennoch Hengstenberg wieder ein genehmer Bundesgenosse. „Selbst einem Neander, so hören wir Baur klagen, so sehr er die Grundsätze der Evangelischen Kirchenzeitung perhorrescirte, war ihr Redacteur darum doch sein vielgeliebter Freund, dessen ernste Gesinnung, mit der diese Grundsätze zusammenhingen, nur zu achten war". Aehnlich verhielten sich Theologen wie Ullmann, Steudel, Baumgarten-Crusius u. s. w. die ihn im Jahr 1830 verurtheilten und dann fortfuhren, ihn zu unterstützen und um seine Unterstützung nachsuchten. Eben in dieser Schwäche sucht Baur den Grund, daß sich dieses Inquisitionstribunal so lang behaupten konnte[2].

---

[1] Kurtz, Lehrbuch der Kircheng. § 206. — [2] Kircheng. V, 230.

Dazu kam mit dem Jahre 1830 auch aus einem andern Grunde Hengstenberg's Waizen zur Blüthe. Er selbst nannte gern dieses Jahr „das Entscheidungsjahr[1]". Die Julirevolution hatte der preußischen Monarchie die Furcht vor dem revolutionären Geiste der Zeit in alle Glieder gejagt. Neue Demagogenprocesse, Bücherverbote, Verfolgungen des jungen Deutschlands waren deutlich redende Symptome. Je frecher auch deutsche Literaten von Paris her die Emancipation des Fleischs predigten, um so krampfhafter klammerten sich große und kleine Höfe an den Pietismus an. Das Regiment der Hegel'schen Philosophie ging zu Ende und seit Hegel todt war, führte Hengstenberg gegen seine im Rückgang befindliche Schule eine Sprache von wachsender Feindseligkeit.

So stand vom Jahr 1830 an Hengstenbergs Ruf in Deutschland fest und wenn er nunmehr eine der verhaßtesten Persönlichkeiten Berlins geworden war, so hatte er das dem Ton seiner Zeitung zu verdanken, der bei allem fanatischen Schimpfen nichts weniger als einen religiösen Menschen verrieth. Wenn der Verfasser die Privatfrömmigkeit eines Rationalisten höhnisch als das „Religiönchen dieses Mannes" bezeichnete, wenn er Göthe's Wahlverwandtschaften als „Wahlumarmungen" zu citiren pflegte, wenn jede Nummer seiner Zeitung es mit „verführten Mädel's", schmutzigen Romanen, und andern Skandalgeschichten zu thun hatte, so wurde es dem Publicum schwer, an wirklichen Ernst der Gesinnung bei diesem eleganten Convertiten zu glauben und es sah in dem steten Gebrauch prophetischer Nacktheiten einen Mephistopheles im Kleide Faust's, nicht einen Propheten in modernem Gewande.

Arge Worte waren so in dem berüchtigten Blatte schon gestanden, aber der Neujahrsgruß, den das Jahr 1836 für Strauß brachte, übertraf doch alles, was in diesem Stil überhaupt jemals geleistet worden war. — Wir sind es an Hengstenbergs Vorworten gewöhnt, daß sie voll einsetzen wie eine Bulle und nach der Weise päpstlicher Allocutionen von den Sünden der Mitter-

---

[1] 1836, Nr. 36, S. 281.

nacht direct überspringen zu den Aufklärungsversuchen der neuen Kritik. So leitet Hengstenberg seinen Angriff auf Strauß mit einer Vorbetrachtung über die schlechten Häuser Berlins und Dresdens ein. Als Uebergang folgen dann die Schriften des jungen Deutschlands, und als Brücke von einer Bibliothek von 2000 unzüchtigen Schriften, die in Dresden jüngst verkauft worden sein sollen, zum Leben Jesu von Strauß dient ihm Kirchenrath Paulus, der Gutzkow's Wally in einer anonymen Recension in Schutz genommen habe. Damit ist denn der würdige Mann bei Vatke, de Wette und Strauß angekommen.

Das Werk von Strauß, wird uns eröffnet, ist eben dadurch so bedeutend, daß es nichts Neues gibt. Es ist nur der Ausdruck der Meinung der großen Masse, welche unfähig ist, äußere Wunder anzuerkennen, weil sie das große innere Wunder der Geburt aus dem Geiste nicht an sich erfahren hat. Das Neue an Strauß sei nur, daß er nicht wie die Rationalisten noch einige Frömmigkeit erheuchele, sondern daß er sich dessen berühme, bei seinen Untersuchungen von religiösen und dogmatischen Voraussetzungen frei zu sein. Diese Grundvoraussetzung der Kritik, meint nun Hengstenberg, besitze Strauß allerdings in hohem Maße und die Hegel'sche Philosophie, die ihm in der Erwerbung derselben beigestanden, feiere einen Triumph ähnlich dem des Satanas, als er in Judas gefahren. Er tastet „mit Ruhe und Kaltblütigkeit" den Gesalbten des Herrn an, ungerührt durch den Anblick von Millionen, die vor dem Erschienenen auf den Knieen lagen und liegen. Auch ein Klaudius, ein Jakoby sinken in den Staub vor diesem Bild — unser Theologe

> Beschneidet seine Nägel in Ruhe und Fried'
> Und singt sein Klimpimpimperlied.

Er hat das Herz eines Leviathan, das so hart ist wie ein Stein, und so fest wie ein Stück vom untersten Mühlstein. „Wir sollen uns, ruft er aus, für einige Krankenheilungen in Galiläa auf höhere Weise interessiren können, als für die Wunder der Weltgeschichte, für die in's Unglaubliche steigende Gewalt des Menschen

über die Natur, für die unwiderstehliche Macht der Idee, welcher noch so große Massen der Ideenlosen keinen Widerstand entgegen zu setzen vermögen"! Lassen wir ihm diese Begeisterung für den Geist aus dem Abgrunde, für das große Thier, dem gegeben ward ein Mund zu reden große Dinge und Lästerung; mag er ausrufen, wer ist dem Thiere gleich, und wer kann mit ihm kriegen? Mag dem Thiere Macht gegeben werden über alle Geschlechter und Sprachen der Heiden; es kommt die Zeit, wo die gewaltige Stimme ertönt: So Jemand das Thier anbetet und sein Bild, und nimmt an das Maalzeichen an seine Stirne oder an seine Hand, der wird von dem Weine des Zornes Gottes trinken". Noch geht es eine Weise in diesem apokalyptischen Ton fort, befinden wir uns doch im Jahr 1836, auf das Bengel den Weltuntergang anberaumt hatte, und in welchem die Königsberger Frommen, die Ebel, Dieftel, Gräfin v. d. Gröben, Kanitz und Andere sogar bereits die Empfangsstunden für den wiederkehrenden Menschensohn ansetzten [1]. Dann wird Eschenmayer für seinen glücklichen Einfall gelobt, die Strauß'sche Richtung als Ischariotismus bezeichnet zu haben. Eben als Weissagung auf diese Leute habe der Erlöser einst Judas in seinen Jüngerkreis aufgenommen, auf sie ziele das Wort, der mein Brot ißt, der tritt mich mit Füßen. „Und haben denn diese Leute nicht etwa von seinem Brote gegessen, und essen sie nicht noch fortwährend davon?" Des Weiteren wird dann ausgeführt, daß Strauß mit einem so ungeheuern Maaß von Aufrichtigkeit ein eben so ungeheueres Maaß von Lüge, von Heuchelei, von Scheinheiligkeit verbinde, denn wollte er aufrichtig sein, so müsse er mit Voltaire rufen: écrasez l'infame! „Zwei Völker, ruft dann der Berliner Prophet in Ekstase, sind im Leibe dieser Zeit, und nur zwei. Immer fester und geschlossener werden sie sich entgegentreten. Der Unglaube wird mehr und mehr ausscheiden, was er noch von Glauben, der Glaube aber auch, was er noch von Unglauben

[1] Vgl. Dixon, Seelenbräute I, S. 161. Gerichtl. Aussage des Professor Sachs II, S. 294 f.

in sich hat. Daraus wird unberechenbarer Segen entstehen. Durch die dreihundert Mann die geleckt haben, sprach der Herr zu Gideon, will ich euch erlösen, aber das andere Volk laß alles gehen an seinen Ort". „Siehe, es wird ein Wetter mit Grimm kommen, ein schreckliches Ungewitter wird den Gottlosen auf den Kopf fallen. Denn des Herrn grimmiger Zorn kommt Grimm und Rache zu üben

An allen, die nicht wachen,
Und die des Thieres Bild
Anbeten sammt dem Drachen.
Seid wach! der Löwe brüllt."

So der pathetische Schluß der Prophetie. Und nun vergegenwärtige man sich den Propheten selbst, nach seiner Freunde Schilderung „ein feiner Mann, der alle Ansprüche des laufenden Lebens kannte", eine „ruhige, leidenschaftslose, ja phlegmatische Natur", dann wird man den sittlichen Werth dieser Prophetie im Fauteuil, dieser Ekstase bei der Theetasse, diese apokalyptischen Visionen mit der Cigarre im Mund erst recht zu würdigen wissen. Dieser junge Prophet affectirt mit kaltem Blute die Sprache eines Knox oder Innozenz III., weil sie ihm die zweckmäßigste scheint, um jenes allgemeine Mönchsgeschrei heraufzubeschwören, das man braucht, um die Regierenden zum Einschreiten gegen den Gegner zu bestimmen, mit dem man wissenschaftlich nicht fertig wird. Auch nicht ein Mal der Versuch wird gemacht, Strauß wissenschaftlich zu widerlegen, sondern Hengstenberg erklärt achselzuckend, daß er sich auf nichts einlasse, da nur der Wiedergeborne diese Fragen zu beurtheilen verstehe. Strauß selbst konnte der theologischen Bilanz einfach zustimmen, wenn die Kirchenzeitung im kühlsten Geschäftston einen Handelsbericht erstattet, nach welchem die Firma, die sich vor nunmehr fünfzig Jahren mit der menschlichen Vernunft in Geschäfte eingelassen, seit dem 24. Mai 1835 zahlungsunfähig sei. „Erst fing man damit an[1], referirt dieser Bericht, die ersten Capitel der Genesis als mythisch preiszugeben; das

[1] Ev. Kirchenz. 1836. S 44.

meinten selbst wohlgesinnte Theologen, wie Seiler u. s. f. sei ganz unbedenklich; bald gab man, vermeintlich zur größeren Ehre des N. T. die ganze Geschichte des A. T. als mythisch auf; kaum war dies Ziel erreicht, so glaubte man sich genöthigt, dem Zeitgeiste den Inhalt der ersten Capitel des Matthäus und des Lukas aufzuopfern, mit der treuherzigen Versicherung, daß die folgenden Nachrichten von Jesu Leben durch diese Bedenken gegen seine Jugendgeschichte gar nicht gefährdet werden sollten; bald aber gab man außer dem Anfang auch das Ende, die Himmelfahrt Jesu als mythisch hin; auch da fand man noch nicht Ruhe; es dauerte nicht lange, so gab man die ganzen drei Evangelien preis; man zog sich in das Evangelium Johannis zurück und rühmte sich laut, dort sicher zu sein, ohne daß man im Geheimen das Bewußtsein ganz unterdrücken konnte, daß man nur noch von der Gnade des Feindes lebe; jetzt ist dieser erschienen; er bedient sich derselben Waffen, mit denen er früher siegreich gewesen; es stehet um Johannes jetzt gerade so mißlich wie früher um die drei ersten Evangelien". Was ist nun zu thun? fragt der kluge Buchführer. Sehr einfach, man läugnet alles. Diejenigen, die die Frage da anfassen wollen, wo sie jetzt steht, lacht der fromme Mann einfach aus. „Es gilt einen kühnen Entschluß, ruft er, eine große Wahl; entweder muß man Alles aufgeben, oder man muß gerade bis zu dem Punkte und durch dieselben Stationen wieder bergauf gehen, von dem und durch die man früher bergab gegangen". Also nicht das Einzelne soll noch ein Mal gewissenhaft geprüft werden, ob da oder dort die Untersuchung ungenau geführt worden und dadurch zu falschen Resultaten geführt habe, sondern in Bausch und Bogen müssen die wissenschaftlichen Ergebnisse der letzten fünfzig Jahre abgeschworen werden, als wären sie nie gewesen.

Wenn Strauß die Frage aufwirft: wie viele Theologen gibt es denn noch, die das Sechstagewerk historisch fassen? so erwiedert Hengstenberg: „In der That, dieser Gegner trifft immer unsere wundesten Stellen. Darum ist es Zeit, daß wir sie uns heilen lassen, nicht durch die Philosophie dieser Welt und ihres

Fürsten, sondern durch den Geist Christi, der nur den Unmündigen geschenkt wird[1]". Also nicht darum handelt es sich, die wissenschaftliche Möglichkeit nochmals zu erwägen, ob dieses oder jenes biblische Stück anders denn als Mythus verstanden werden könne, sondern an Stelle der Kritik die alte Inspirationslehre zu setzen. „Dazu, fährt Hengstenberg prophetisch fort, wird man sich nicht sogleich entschließen; man wird anfangs noch glauben, wohlfeileren Kaufs wegkommen zu können; aber wie man sich auch drehen und winden, welche Künste man auch gebrauchen mag, die Sache läßt sich nicht ändern". — Und wie richtig hatte der Prophet geweissagt! Er kannte seine Leute! Nach einigen schwächlichen Versuchen der Transaction kam man auf den bequemen Grundsatz, daß auf dem Gebiete der christlichen Theologie nur der vom heiligen Geiste Erleuchtete mitzusprechen befähigt sei, und daß hier andere Maßstäbe anzulegen seien als auf dem Boden der Profangeschichte. „Einen Menschen, weiß das Hengstenberg'sche Organ bald darauf zu rathen[2], der sich dem Worte Gottes gegenüber auf seine Vernunft beruft, muß man stehen lassen. Es gibt auch unheilbare geistige Mißgeburten, Menschen ohne Herzen". So dreht man den Spieß einfach um. Man braucht keine Gründe mehr, da die Gegner sie ja doch nicht verstehen könnten. Lessing, Kant, Hegel, Strauß, selbst unsere großen Dichter sind unheilbare Mißgeburten, Menschen ohne Herzen. Wäre es nun bei dem thörichten Kriege geblieben, den in den folgenden Jahren, Hengstenberg, mit Menzel im Bunde, gegen Göthe führte, so könnte man noch lachen zu diesem Aberwitz, aber in diese Schule wurde eine Generation der Geistlichen nach der anderen geknechtet, bis sie sich schließlich selbst einredeten, in dem Hexeneinmaleins ihrer confessionellen Theologie eine Wissenschaft zu besitzen. Die Aufgabe der Theologie, läßt Hengstenberg sich vernehmen, ist nicht, Ungläubige zu überzeugen, sondern „die homines bonae voluntatis mit Waffen zu versehen, durch die sie die Angriffe der

---

[1] Ev. K.-Z. Juni 1836, S. 391. — [2] Juni 1836, S. 386.

modernen Wissenschaft abwehren können[1]". Es handelt sich also nicht darum, die Wahrheit zu finden, sondern die Tradition zu vertheidigen, in der Zuversicht, daß nichts auf der Welt so erwiesen sei, daß man nicht etwas Feines oder Grobes dagegen einwenden könnte. Man ließ es einfach auf den Versuch ankommen, ob irgend ein vernünftiger Mensch die Kinderei aushalten werde, auf ein fortgesetztes Ja in's Unendliche nein zu sagen, dazu sich getröstend, die hohe Obrigkeit werde ohnehin den Neinsager durch Hunger schon kirre machen, dagegen aber den Vertheidiger des Glaubens mit Pfründen, Aemtern, Zulagen und Titeln für seine anstrengende Mühwaltung belohnen, denn es ziemt sich nicht, das ein Repetent „das Brot dessen esse, den er mit Füßen tritt, und daß die Häupter der Satansschule in der Kirche Christi Räthe heißen[2]".

Uns mißfällt an Strauß, daß in seiner Erwiederung das ästhetische Vergnügen an der apokalyptischen Musterleistung des Berliner Propheten das sittliche Moment bedeutend überwiegt, so daß er einen vorherrschend scherzhaften Ton gegen den Vertreter der damals freilich noch nicht in ihrer vollen Gefährlichkeit erkannten Orthodoxie anschlug. Hat Hengstenberg Straußens Buch „eine der erfreulichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern Theologie" genannt, so gibt Strauß das Compliment zurück, indem er an Hengstenbergs Theologie anerkennt, sie habe doch Race, während man sonst in Folge der vielfachen Kreuzung der Richtungen überall nur Mißarten begegne. Auch er freut sich, daß Hengstenberg die Sache auf diese Spitze treibe und verlange, die Theologie solle die Ergebnisse der vereinigten wissenschaftlichen Arbeit eines Semler, Lessing, Eichhorn, Michaelis, Herder, Schleiermacher, de Wette, und der Andern einfach einstampfen und auf jene wahre Höhe zurückkehren, auf der man noch den ganzen Schriftinhalt vom Sechstagewerk Jehovas bis zu den Perlenthoren des neuen Jerusalem als buchstäbliche Wahr-

[1] Ev. K.-Ztg. 1836, S. 43. 434. — [2] Ev. K.-Ztg. 1835, S. 26. 41.

heit glaubte. Er spottet, so weit würden die Wenigsten bergauf steigen wollen, allein er vergaß dabei, daß es sich für die junge Generation nicht um ein beschwerliches Steigen, sondern um ein bequemes Verharren auf dem Standpunkte handle, auf den sie ihr Katechismus gestellt hatte.

Ernsthafter hat Baur das Auftreten Hengstenbergs genommen. Bald nach dem Erscheinen des Vorworts gegen Strauß hatte Hengstenberg auf das im Jahr 1835 erschienene Buch Baurs „über die sogenannten Pastoralbriefe des Apostel Paulus" zurückgegriffen und unter Verschweigung der Thatsache, daß zahlreiche Kritiker vor Baur, unter anderen Schleiermacher, zu ähnlichen Ergebnissen in Betreff der Aechtheit dieser Briefe gekommen waren, die heftigsten Anklagen gegen Baur erhoben. Nicht nur erwartet Herr Hengstenberg jetzt den „coup", daß bald einer auftrete und sämmtliche Paulinische Briefe für unächt erkläre, sondern er windet auch die Hände, daß leider zu vermuthen stehe, Baur halte insgeheim das Johannesevangelium für unächt, eine Frage, die dieser mit keiner Silbe erwähnt hatte und die mit der Aechtheit der Pastoralbriefe für den damaligen Stand der Frage nicht entfernt zusammenhing. Endlich wird dem Publicum das traurige Geheimniß als verbürgt anvertraut, daß Baur schon seit langer Zeit mit Strauß befreundet sei. Nachdem so das Geschäft des Anschwärzens unter Wehklagen vollbracht ist, fordert der junge Berliner Literat den zehn Jahre älteren Tübinger Gelehrten brünstig auf, sein Heil zu bedenken und zurückzutreten von der schiefen Ebene. Aber dieses Mal war der feine Mann an den Unrechten gekommen. Baur erklärte rund und bündig, er habe in seinem Buch über die Pastoralbriefe lediglich zu den negativen Resultaten der seitherigen Kritik, den positiven Beweis hinzugefügt, in welche Zeit die Abfassung dieser Schriften falle, eine Arbeit, von deren Umfang ein in den Tageshändeln sich umtreibender Zeitungsschreiber freilich keine Ahnung haben könne. Wenn Hengstenberg ferner die Befürchtung ausspreche, es stehe nun ein coup gegen sämmtliche Paulinen bevor, so übertrage er auf Andere

seine eigene unedele und niedrige Ansicht von der Wissenschaft, die es bei ihm allerdings auf das Lärmmachen anlege. „Was wäre denn das für eine Wissenschaft, die nur darauf ausginge, einen coup auszuführen, und einzig nur in dieser Absicht bald diesem, bald jenem Brief und zuletzt wohl gar den sämmtlichen paulinischen Briefen die Aechtheit abspräche? Wer so reden kann, spricht ebendamit selbst aus, was freilich auch schon bisher keinem Denkenden entgangen ist, daß in ihm selbst die Idee der Wissenschaft noch nicht auch nur zu dämmern begonnen habe[1]". Ueber das Johanneische Evangelium habe er in seinem Buch kein Wort gesagt und auch sonst nirgends seine Aechtheit angefochten. Er habe dasselbe noch nicht kritisch untersucht und kritische Urtheile in den Tag hinein auszusprechen sei nicht seine Sache. Die große Entdeckung, daß er mit Strauß befreundet sei, sei das Einzige, was er zugebe. „Es ist meine Sache nicht, Grundsätze und Verhältnisse zu verläugnen, wohl aber überwältigt mich hier ein niederschlagendes, beschämendes Gefühl, wenn ich bedenke, wie weit es in der öffentlichen Verdächtigung gekommen ist, wenn man selbst wegen solcher Verhältnisse zur Verantwortung vor das Publicum gezogen wird". Schließlich hat Baur auch ein ernstes Wort für Hengstenbergs frivole Nachäffung alttestamentlicher Prophetie, für diese schandbare Art, jedes skandalöse Ereigniß unter der Maske des Jeremia so recht auszubeuten, jeden, den er auf's Korn genommen, mit den ärgerlichsten Genossen zu classifiziren und selbst politische Verdächtigungen nicht zu sparen, „wozu seit dem Entscheidungsjahr 1830 so gute Gelegenheit gegeben ist". „Stellt Herr Hengstenberg sich nicht in allem diesem, fragt Baur, sowie in seiner stets gereizten, von der Leidenschaft angehauchten, Rache schnaubenden, auf die Aufregung des sinnlichen Menschen berechneten Sprache in Eine Reihe mit solchen Tagesblättern, von welchen er selbst einen großen Theil des Verderbens der Zeit herleitet? Möge darum der Herausgeber dieser evangelischen Kir-

[1] Tübinger Zeitschrift 1836. 3, 210.

chenzeitung, wenn er stets so bereit ist, „das Wetter des Herrn, sein schreckliches Ungewitter, seinen grimmigen Rachezorn" auf das Haupt anderer fallen zu lassen, mit dem Brüllen des Löwen zu schrecken, und an die ernste Zeit des nahen reifenden Gerichts zu erinnern, so lange es noch Zeit ist, selbst bedenken, vor welchem Richter auch er einst zu stehen und selbst von jedem seiner Worte Rechenschaft zu geben hat". Mit dem Spruche: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", schließt die Erklärung.

Hengstenberg fand von da ab für gut, diesen ernsthaften Herrn für längere Zeit in Ruhe zu lassen und auch „die dreihundert Mann, die geleckt hatten", fanden, um die Sprache der Evangelischen Kirchenzeitung zu reden, daß hier nichts zu lecken sei. Es gibt eine Art des sittlichen Ernsts, gegen den die schönsten biblischen Redensarten nicht verfangen wollen und ein männlich offenes Auge, das der muckerisch unruhige Blick nicht auszuhalten vermag.

Um so wüthender wurde dafür der Krieg gegen Strauß fortgesetzt, dessen Polemik, aus Gründen, die wir noch zu besprechen haben, damals zu erlahmen begann. Wie mit der fanatischen Sprache der Kirchenzeitung im Ganzen, so hatte es Strauß insbesondere zu leicht genommen mit der dort wiederaufgebrachten Erfindung der pietistischen Schule, daß Fragen der neutestamentlichen Kritik nur aus Erleuchtung durch den heiligen Geist entschieden werden könnten. Strauß hält diese Wendung für die Finte eines Klopffechters, der mit seinen Künsten zu Ende ist, und ahnt nicht, daß Hengstenberg damit den Grundsatz ausspricht, auf dem eine neueste Theologie sich aufbauen will. Ihm erschien vielmehr dieses Abspringen auf das Gebiet einer angeblichen innern religiösen Erfahrung, wo es sich um Beurtheilung von Erzählungen, um Uebereinstimmung von Texten und Bezeugung von Schriften und Lesarten handle, als Versuch, den Kampf abzubrechen. Der Vorwurf vollends, Strauß verstehe nicht, um was es sich handle, weil er ein Unwiedergeborner sei, ist ihm nichts weiter als der verzweifelte Versuch eines am Boden Liegenden,

der geschlagen zum Meuchelmord greift. „Ich lege meine Gründe, sagt er, ausführlich dar, warum ich dieß und jenes nicht zu glauben im Stande bin; der Gegner erwiedert: ich wüßte deine Gründe wohl zu widerlegen, aber ich erspare mir das, da ich dich doch nicht überzeugen würde, weil du unwiedergeboren bist — noch in deinen Sünden steckst — du hassest das Licht, weil deine Werke böse sind“ [1]. Da stehe ich dann freilich verblüfft; denn wie will ich dem Publicum schwarz auf weiß darthun, daß, was die Sünden betrifft, es mit mir und dem Gegner ungefähr gleich stehen dürfte? Der Dolch des moralischen Mords steckt mir in der Brust, ohne daß ich mich dagegen hätte wehren können, ohne daß ich ihn auch nur wieder ausziehen könnte. Ein solches Verfahren ist gegen das wissenschaftliche Kriegs- und Völkerrecht, und wer es sich zu Schulden kommen läßt, verdient, mit Schmach aus den Schranken gejagt, und für unwürdig erklärt zu werden, daß je wieder ein ehrlicher Kämpfer eine Lanze mit ihm breche“. Solche moralische Vorwürfe, der ungläubige Kritiker stecke noch in seinen Sünden, es fehle ihm eben an höherer Erleuchtung, an dem Ernst der Wiedergeburt, an der großen Erfahrung des heiligen Geists, nennt Strauß falsche Hiebe, die nicht nach dem Kopf, sondern nach andern Theilen zielten. Aber auf diese „falschen Hiebe“, wie Strauß das euphemistisch heißt, wurde die folgende theologische Generation eigens eingeübt und das mysteriöse Gerede, niemand könne über die Aechtheit oder Unächtheit eines biblischen Buchs, über die Geschichtlichkeit oder Ungeschichtlichkeit einer neutestamentlichen Erzählung richtig urtheilen, der nicht die Stimme des heiligen Geists innerlich vernommen habe, wird die bequemste aller Ausreden, mit der man jedes Streits enthoben ist. „Es ist ein vergebliches Unternehmen, läßt sich Herr Hengstenberg vernehmen, wenn man demjenigen, zu dem der Herr noch nicht innerlich und wirksam sprechen konnte: Wache auf, der du schläfst, und stehe auf von den Todten, so wird dir Christus erglänzen, plausibel

[1] Vgl. Ev. Kirchenztg. 1836 Januar, S. 43. u. Juli, S. 434.

machen will, daß Christus leiblich Todte erweckt habe, und die leiblich Todten dereinst erwecken werde... Dem zum vollen Bewußtsein Gelangten muß das: Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Tauben hören, so lange er selbst noch blind, lahm und taub ist, lächerlich klingen. Er hat auf seinem Standpunkt ganz recht. Es kann von Niemanden verlangt werden, daß er diese Wunder blos auf ein äußeres Zeugniß, auch auf das allerzuverlässigste hin, annimmt". Damit also ist für das Studium der Theologie ein ganz neues Erkenntnißprincip eingeführt, das Juristen, Philosophen und Mediciner nicht kennen. Im Gegentheil, das gemeine Erkenntnißprincip hat nach Hengstenberg sogar ein Recht, das, was die Theologie postulirt, thöricht zu finden. Erst jenes höhere Princip läßt das, was der Unwiedergeborene Thorheit nennt, als höchste Wahrheit erkennen. Liegen die Dinge so, nun dann ist nicht die Universität die richtige Bildungsstätte für Theologen, sondern das Spital, in dem ein Pfarrer Blumhardt den Geist spendet und Wunder des Geistes thut, ein Domcandidatenstift, dessen Vorgänge in der Nacht fernen Jüngerinnen im Gesicht erscheinen. Dann können wir den ganzen Aufwand theologischer Studien besser sparen. Wozu denn den Umweg der Speculation, wenn die Vorstellung, die gilt, gegeben ist? Wozu über Kritik lesen, um Unkritik zu ziehen? Wozu dergleichen thun, als ob man herausrechne, was im Resultat doch schon feststeht?

Daß freilich die rohe Entschlossenheit Hengstenberg's beim Geschäfte der Apologetik unendlich viel weniger Mühe habe und die unverständige Gläubigkeit weit satter befriedige, als der ernsthafte Versuch, die erhobenen Zweifel wissenschaftlich zu überwinden, das erfuhr niemand empfindlicher als Neander, über dessen 1837 zu Tage tretendes Leben Jesu, Blätter wie der Christenbote bedenklich das Haupt schüttelten[1]. Man hatte den beunruhigten Gemeinden gegenüber die Miene angenommen, als könnten sie um ihren Glauben unbesorgt sein, allein was ein gewissenhafter

[1] Christenbote 1838, S. 222.

Mann wie Neander nun als wissenschaftliches Lebensbild Jesu zum Vorschein brachte, entsprach in keiner Weise den Erwartungen, die die gläubigen Kreise in das Buch gesetzt hatten. Auch Strauß hat dem Buche das Motto empfohlen: „Ich glaube, Herr hilf meinem Unglauben[1]!" Neander kann doch nicht umhin, sich zwischen der johanneischen und synoptischen Relation zu entscheiden, da er zu wahrhaftig ist, um ihre Widersprüche zu läugnen. Wie herkömmlich gibt er meist Johannes Recht, doch hat im Nothfall auch dieser wieder manches mißverstanden. Die Chronologie des Lukas wird selbst nach Profanschriftstellern berichtigt, und schließlich erhält sogar das Naturgesetz in der Frage der Wunder eine Stimme. Auf einen höheren Naturlauf, auf noch unbekannte, später zu entdeckende Naturgesetze werden wir verwiesen, bei den stärksten Wundererzählungen wird den Evangelisten etwas Wasser unter den Wein gegossen; bei der Hochzeit von Kana recht eigentlich, indem Jesus dort das Wasser nicht zu Wein verwandelt, sondern nur zu weinartiger Kraft nach Art der Mineralwasser potenzirt haben soll. In ähnlicher Weise werden auch die übrigen Wunder erst verdünnt und dann geglaubt. Selbst der natürlichen Erklärung werden nicht selten die Wege offen gehalten, wie wenn Neander aus Johannes herausliest, Jesus habe nicht gewußt, ob er Lazarus werde auferwecken können, zuweilen wird sie sogar angewendet, wie beim Stern der Weisen, der als Planeten-Conjunction gedeutet wird. Auch die Stimme vom Himmel bei der Taufe, die Erscheinung des Teufels, die Austreibung von Dämonen werden insgesammt bildlich gefaßt. Das war der Grund, warum die beunruhigte fromme Welt, der man eine siegreiche Abfertigung der Straußischen Einwürfe versprochen hatte, sich so enttäuscht von dem Buche abwandte.

Aber auch der wissenschaftlichen Betrachtung genügte es nicht, da Neander diese schwierigste historische Frage auf Grund der alten schwankenden Meinung von den Quellen zum Austrag

[1] Leben Jesu für d. d. Volk. S. 32.

bringen wollte. Statt das Leben Jesu auf den ältesten Bericht zu stellen, werden in den Johanneischen Rahmen die synoptischen Bruchstücke mosaikartig eingefügt, und was dahinein nicht paßt, wie die einjährige Wirksamkeit Jesu, das Abendmahl als Passahmahl, wird einfach dem Johanneischen Zeugniß aufgeopfert, ein Verfahren, das eben so willkürlich ist wie das von Strauß, aber weit weniger consequent. Der Eine bejaht die Quellen, der Andere verneint sie, aber untersucht hat sie keiner.

Unter diesen Umständen ist Neander's Buch für die Weiterführung der Untersuchung von geringem Einfluß gewesen, aber es war ein schätzbares Zeugniß, daß ein wirklich aufrichtiger Gelehrter, er mochte so gläubig sein, als er wollte, sich nicht mehr den ganzen Inhalt der evangelischen Geschichte anzueignen vermochte. Fast wehmüthig berührt es den Leser, wenn Neander in der Vorrede zur dritten Auflage von sich selbst gesteht: „ich selbst bin durch den Bildungsgang dieser Zeit zu stark afficirt, um mich eines starken Glaubens zu rühmen".

Da war der Duisburger Pastor Johann Peter Lange ein anderer Mann. Der machte mit dem Glauben Ernst und die Einwendungen moderner Wissenschaft störten ihn, wie er sagt, so wenig „als das Watscheln junger Bären über eine sonnige Waldwiese den bunten Tanz der Schmetterlinge über ihren Blumen stören kann[1]". Man sieht, es ist Poesie in dem Manne, dessen Phantasie die Synopse als eine sonnige Waldwiese und kritische Einwürfe als „watschelnde junge Bären" erscheinen, und wie man den Künstler daran erkennt, daß er auch einem bekannten Motiv eine neue Wendung zu geben weiß, so wußte Lange die evangelische Geschichte ganz originell zu gestalten. Wie hatte Paulus die Vorgeschichte des Matthäus und Lukas in's Triviale, ja Basenhafte herabgezogen! Auch Hoffmann hatte sie kaum über die kleinbürgerliche Atmosphäre einer schwäbischen Familiengeschichte hinausgehoben, unser Poet weiß die Geschichtlichkeit festzuhalten, sie aber zugleich

[1] Das Leben Jesu nach den Evang. 2, 54.

durch den dunkeln Hintergrund „eines großen Leids“ in eine interessante Beleuchtung zu rücken[1]. Die traulichen Gestalten der Vorgeschichte werden hier tragisch gefaßt. „Sie mußten bis in den Grund im reinsten Sinne unglücklich geworden sein und die Verzweiflung an der Herrlichkeit der alten Welt durchgemacht haben, bis sich in dieser Vernichtung ihrer Lebensideale ihnen zugleich der Jammer und tragische Nothstand der Welt aufschloß.“ Fragen wir nun betroffen, welches der uns verborgen gebliebene Schmerz eines Zacharias und seiner Elisabeth, einer Hanna und des alten Simeon und gar der, wie ein Maimorgen sonnigen heiligen Jungfrau sei, so antwortet der herzenskundige Seelsorger von Duisburg: „das große Leid des Zacharias und der Elisabeth ist bekannt. Ihnen fehlte der Sohn. Er fehlte ihnen dreifach, da die alttestamentliche Frömmigkeit auch die Verheißung des irdischen Segens hatte; da die Einsamkeit des Gebirgslebens ihre alten Tage dunkler machte; da ihnen die Wonne Israels, seine Herrlichkeit fehlte, die ganz natürlich in ihrer Sehnsucht mit der Gestalt des Kindes, das ihnen mangelte, verschmolz. Das Leid der Hanna liegt ebenfalls am Tage. Sie nahm im Wittwenschleier so zu sagen ihren Aufenthalt im Tempel, seitdem ihr Mann begraben war. Mit ihm scheint sie das Glück ihres Lebens begraben zu haben. Der alte Simeon ist ein theokratischer Jeremias, den seine Wehmuth über Israel, seine Sehnsucht nach dem Messias zum ewigen Juden im edleren Sinne gemacht hat. Er kann nicht sterben, bevor er den Messias gesehen hat. Es mußte ein herber Zug zum letzten Mal um seinen Mund zucken, als er die Worte sprach: Dieser ist gesetzt zu einem Falle Vieler in Israel“. Die unschuldsvolle Maria endlich — sie trägt in sich „das tragische Bewußtsein einer von der Welt verdunkelten Davidischen Abkunft“. „Worin aber lag ihr Leid?“ fragt Lange selbst. „Hat

[1] J. P. Lange, Ueber den geschichtlichen Charakter der kanonischen Evangelien, insbesondere der Kindheitsgeschichte Jesu, sowie das ausführlichere Leben Jesu nach den Evangelien.

sie es nicht in heiliger Weiblichkeit getragen, und verhüllt mit gesalbtem Angesicht? Sie scheint dem Joseph früh verlobt worden zu sein in israelitischer Weise und Gesetzlichkeit . . . . Vielleicht wurde sie als Verwaiste dem ältern Verwandten anvertraut . . . Joseph verstand sie nicht in ihren höchsten Erlebnissen. Sie fühlte immer klarer das schwere Verhängniß über dem Davidischen Hause" u. s. w. Dahin also war es mit dieser gläubigen Wissenschaft gekommen, daß sie mit den Farben eines französischen Romanschreibers die Gestalten der heiligen Sage interessant macht und die heilige Jungfrau unter die Romangattung der unverstandnen Frauen stößt. Man hatte eine Empfindung davon, daß man der Sage die Weihe nehme, indem man sie zur Wirklichkeit trivialisire: nun so betrachtet man diese nüchterne Wirklichkeit dann wieder durch das dunkelrothe Glas der Phantasie in der Beleuchtung eines „großen Schmerzes", so ist der Zauber wieder da — für zwei Minuten nämlich, nach welchen ein gesunder Sinn das täuschende Spielzeug geekelt zur Seite wirft.

Der „große Schmerz" hat aber für Lange auch noch eine andere Bedeutung. Er wirkte in Maria die Ekstase, die sie befähigte, Engel zu schauen, die Verkündigung des Gottessohns zu empfangen. Diese erregten Stunden sind die Anfänge der Menschwerdung Gottes. „Die Gotteswirkungen nehmen in der plastischen Kraft der Anschauung menschliche Gestalt an." „Der Gottessohn, der ewig im Herzen der Menschheit war, als der Ersehnte, wird in ihrer Ekstase gegenwärtige Erscheinung . . . und legt so den Keim zum Werden des Lebens Christi in Mariä Seele, in die Seele ihres Organismus." Die Wirkungen aus der andern Welt werden in der Ekstatischen „plastisch". „So wie in dem Daguerrotyp das Mittel gefunden ist, die Lichtbilder, welche die Gegenstände ausstrahlen, auf einer gegenübergestellten Fläche zu fixiren und sichtbar zu machen, so ist die Ekstase ein solches Mittel, bestimmte Geisteswirkungen aufzufangen", aus welchen Analogien sich wunderlich genug die wunderbare Empfängniß erklären soll.

Ein ähnliches Gemisch naturwissenschaftlicher Reminiscenzen

und altgläubiger Vorstellungen ist die Engellehre Lange's, „die durch die neuere Naturkunde immer mehr festgestellt wird". Gibt es Sterne von der verschiedenartigsten Beschaffenheit, „manche so leicht wie goldene Träume, so müssen auch ihre Geister dieser Elfennatur in der leichten freien Beweglichkeit entsprechen". Die Spectralanalyse war damals noch nicht erfunden, aber nach Analogie der Luftballons erklärt sich Lange die Natur dieser Wesen, die mit Hülfe der geringeren Schwere durch den Weltraum schweben[1], oder sie schießen auch rasch dahin, wie Meteore[2] — und diese sternschnuppenartigen Wesen sollen dann Engel sein! Sie zu schauen muß der äußere Sinn in der Ekstase ersterben. „In der Nacht hört man Ströme der Ferne rauschen, die man im Geräusche der Tages nicht vernahm. Man sieht das Lämpchen einer weitentlegenen Hütte, deren Brand man am Tage kaum bemerkt hätte." So vernimmt der Ekstatische, für den der Lärm der Welt schweigt, die Geisterstimme. Das äußere Auge ist dann nicht mehr im Gegensatz zum innern. Die polare Spannung zwischen beiden ist aufgehoben . . . Das innerste Herz ist in's Auge getreten und so blickt der visionäre, ekstatische Mensch in eine Welt, in welcher ebenfalls der Gegensatz des Innern und Aeußern verschwunden, die Spannung zwischen Erde und Himmel aufgelöst ist." So erklärt sich das Schauen der Engel, die unablässig auf- und niederschweben. „Die Schauenden werden in ihrer Ekstase als Abgelöste von der Erde, als geisterhaft Gestimmte, mit der höheren Lebensregion eins, während diese auch ihrerseits sich ihnen entgegenbewegt . . . Wenn nämlich die Geister verschiedener Lebenssphären in einem Interesse, welches sie beide umfaßt, ganz Eins werden, so treten sie zusammen in eine Sphäre. Sie wirken aufeinander; und wenn also ihre Wirkungen einander erreichen können, so können sie auch einander persönlich erscheinen. Als die Sehnsucht Griechenlands und Pauli Missionstrieb wie zwei nahe Lichtflammen ineinanderflossen, sah Paulus im Geist

---

[1] Ueber den gesch. Char. der kan. Ev. S. 45. — [2] L. J. S. 50.

den macedonischen Mann; als die Geister des Petrus und Cornelius ähnlich aufeinander wirkten, erfuhr jeder vom Andern im Gesicht. Ein schwierigeres Beispiel, meint Lange, zeige die Verklärungsgeschichte, nämlich ein „Weben" zwischen den Geistern des Moses und Elias und Christo, wobei durch den mächtigen „Rapport" mit Jesu diese Vision auch den Jüngern sich mittheilt. Einen Gegensatz zu dieser Anziehung, welche zwischen den großen Gotteshelden „von Sphäre zu Sphäre" stattfindet, bildet der „Rapport" zwischen den Kindern und Engeln im Allgemeinen, der in der Anziehungskraft des wasserlosen Monds auf das Meer, in der Wirkung des Mondlichts auf Kranke, des ersten Sonnenstrahls auf Süßklee seine Analogie haben soll. — „Wenn man erst die Bedeutung der Sympathien, von welchen man eine dunkle Ahnung ausspricht, indem man vom Zeitgeist redet, wissenschaftlich erkannt hat, so wird man sich genöthigt sehen, anzuerkennen, daß die Wirkungen von Stern zu Stern viel mächtiger sein müssen, als die des astralischen Lichtes oder anderer anziehender und abstoßender Kräfte. Wenn also Geister in verschiedenen Weltsphären auf den Höhepunct Einer Stimmung geführt werden, wo Ein Gedanke sie durchzuckt, Ein Interesse sie bewegt, so werden sie aufeinander wirken, so können sie zu einander gesandt werden." Nachdem der Verfasser so handgreiflich „das Weben" der Engel erwiesen hat, kommt er nun freilich in Verlegenheit zu sagen, warum die Engelerscheinungen in der modernen Welt etwas Unerhörtes geworden sind und gerade so gut als die gewöhnlichen Geistererscheinungen mit der Aufklärung verschwanden? Doch auch dafür weiß er Rath! „Man darf nicht übersehen, daß die Engel der alten Theokratie in der Regel nur besondere Momente, neue Grundlegungen der Offenbarung in ihrer Erscheinung begleiten. So ist die neue Epoche durch die Engel der Krippe und des Grabes Christi eröffnet worden und nach Ablauf derselben wird Christus wiederkommen mit den Engeln; zwischen beiden Zeitpuncten aber pausiren sie, wie man die Sterne nur Morgens und Abends sieht. Noch eben glaubten wir in ein

rastloses Weben, Flimmern und Wimmeln der himmlischen Kräfte zu blicken, jetzt erfahren wir, daß nur alle zwei Jahrtausende einige Erscheinungen vorkommen. Die Elfennatur, die Lichtkörperlichkeit, Beweglichkeit und Schnelligkeit, die Nothwendigkeit des Rapports, des Webens, die stets wirkende Anziehungskraft ist also nur zur Erklärung einiger Erscheinungen im Evangelium erdacht, außer diesen will Lange keine Beispiele kennen, denn er ist Professor der protestantischen Theologie nicht der katholischen, die die Engel auch im Mittelalter nöthig hätte.

Wenn in dieser Bearbeitung der ersten Abschnitte der Geschichte Jesu der Verdruß über den verwirrenden Gebrauch naturwissenschaftlicher Analogien mehr auf Seiten der Wissenschaft liegt, so gab das Fortgehen auf diesem Wege mit der Zeit auch dem Glauben Anstoß, indem Johann Peter Lange über diesem Haschen nach naturwissenschaftlich klingenden Erläuterungen bei der Deutung der einzelnen Wunder in die natürliche Wundererklärung zurückfiel. Dem fortgeschrittenen Glaubensstandpunct beim Erscheinen des letzten Bandes im Jahre 1845 genügte es durchaus nicht, wenn Lange etliche Wunder als beschleunigte Naturprocesse verzollte, die Heilungen mit magnetischen Kuren erläuterte, die Weinverwandlung durch die ethische Ekstase der Hochzeitsgäste erklärte, die Volksspeisung zum Communismus brüderlicher Mittheilung rationalisirte, weshalb ein Potsdamer Hofprediger (Krummacher) den Bruder von der positiven Union hart anließ: seine Wundertheorie sei nichts als ein Erbstück aus der alten rationalistischen Trödlerbude, er sei dadurch ein Hauptanführer der Lichtfreunde geworden und habe alle Ursache Buße zu thun: „die da reich, nämlich geistreich, werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke, in viel thörichte und schädliche Lüste[1].“ Für das Jahr 1836 waren doch solche Surrogate noch gut genug und als die Berufung von Strauß in Zürich durch die Revolution rückgängig geworden war, wußte die Züricher Regierung keinen besseren Er-

[1] Vgl. Hase, Leben Jesu 1876, S. 139.

satz für Strauß als eben den Verfasser dieses Buchs, der nun sein „Leben Jesu" dort vortrug, bis ihn ein Ruf des Ministeriums Raumer nach Bonn zurückführte, wo er eine nunmehr weit verbreitete Schule der realistischen Bibelerklärung gegründet hat.

So war das „Leben Jesu" zum Steigbügel geworden, der einem Reiter nach dem andern in den Sattel half. Ein so dankbares Thema lockte. Auch der Hamburger Gymnasiallehrer Krabbe stellte dem Straußischen Buche ein populäres „Leben Jesu" entgegen[1], in dem er bekannte, seine Gründe durch Glaube und Liebe ergänzt zu haben. Er wurde Professor zu Rostock, wo er jedoch, wie Hase spottet, gegen seinen Collegen Baumgarten „mehr den Glauben als die Liebe bethätigt hat[2]".

Das waren die Vorgänge, angesichts welcher Ferd. Chr. Baur das bittere Wort sprach: „Noch heute (1847) ist in allen deutschen Staaten die beste Empfehlung für den Staats- und Kirchendienst, sich durch ein offenes Zeugniß gegen Strauß'sche Ansichten zu verwahren[3]," und Strauß selbst, auf ein Leben voll Enttäuschungen zurückschauend, schreibt zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum seines Buches: „Die Theologen werden das fünfundzwanzigjährige Jubiläum dieses Buchs schwerlich feiern wollen, ungeachtet es mehr als Einem von ihnen erst zu allerlei hübschen Gedanken und dann zu Amt und Würden verholfen hat. Ich selbst sogar könnte meinem Buche grollen, denn es hat mir (von Rechtswegen! rufen die Frommen) viel Böses gethan. Es hat mich von der öffentlichen Lehrthätigkeit ausgeschlossen, zu der ich Lust, vielleicht auch Talent besaß; es hat mich aus natürlichen Verhältnissen herausgerissen und in unnatürliche hineingetrieben; es hat meinen Lebensgang einsam gemacht." Daß eine Lehrgabe, wie die seine, ein ganzes Mannesleben hindurch feiern mußte, und auf keiner der mehr als zwanzig Universitäten deutscher Zunge einen Lehrstuhl,

---

[1] Vorlesungen über das Leben Jesu für Theologen und Nichttheologen. Hamburg 1839. — [2] Hase, Leben Jesu S. 138. — [3] Krit. Unters. über die kan. Ev. S. 49.

sei es der Literatur, sei es der Philosophie fand, bezeichnet besser als irgend eine andere Thatsache den Geist einer Epoche, die kirchlich noch keineswegs abgelaufen ist.

---

6. Die wissenschaftliche Debatte.

Es ist wie die Erhebung in eine reinere Atmosphäre, wenn wir von dem verworrenen Lärm der Stimmen, die an der wissenschaftlichen Frage nicht ein Interesse der Wahrheit, sondern das der Partei nehmen, uns nunmehr den Schriften von Rosenkranz, Ullmann, Weiße u. s. w. zuwenden, die ernstlich auf die wissenschaftliche Verhandlung der Frage selbst eintreten.

Rosenkranz hatte in einer Kritik der Schleiermacher'schen Glaubenslehre den Standpunct der rechten Seite der Hegel'schen Schule auch dem Buche von Strauß gegenüber dargelegt und die Differenz zwischen beiden auf die Formel gebracht, daß Strauß die Subjectivität der Substanz nur in der unendlichen Vielheit der Subjecte, in der Gattung der Menschheit wolle gelten lassen, während die wahre Hegel'sche Schule es gerade zum Wesen der Idee rechne, auch in einem einzelnen Individuum zum absoluten Ausdruck und zur Erscheinung zu kommen [1]. Strauß erwidert darauf [2], daß er den Hegel'schen Satz, „an der Spitze aller Handlungen, somit auch der welthistorischen, stehen Individuen, als die das Substantielle verwirklichenden Subjectivitäten", anerkenne, allein an der Spitze eines einzelnen Gebietes menschlicher Handlungen stehen und die Idee selbst in absoluter Weise realisiren, seien sehr verschiedene Dinge. So nimmt er die höchsten Vertreter der einzelnen

---

[1] Rosenkranz, Krit. d. Schleierm. Glaubensl. Pag XVII. — [2] Streitschriften, Drittes Heft pag. 70

Geistessphären durch, um zu zeigen, wie sie alle nur in einer einzelnen Spielart das Höchste geleistet und in den andern Ebenbürtige neben sich haben und wie auch in ihrer Art sich nicht alle Kraft und aller Inhalt auf ein Individuum concentrire, sondern auf einen Alexander folge ein Cäsar, auf einen Lykurg ein Solon, auf Sokrates Plato, Aristoteles, Spinoza, auf Homer Aeschylus und Shakespeare, nirgends also sei die Idee in absoluter Weise in einem Individuum verkörpert, sondern in einer Reihe von Individuen erschöpfe sie sich.

Dennoch macht Strauß im Verlauf dieser Erörterungen eine nennenswerthe Concession. Er gesteht zu, daß die Religion einer ungleich höheren Sphäre der menschlichen Geistesthätigkeit angehöre, als die einzelnen Wissenschaften, Künste und Fertigkeiten und daß darum derjenige, der hier das Höchste geleistet habe, „nicht auf eine Linie mit den übrigen gehöre, sondern darauf Anspruch habe, im Mittelpuncte des Kreises, zunächst der Quelle selbst zu stehen. Ein Moses und Muhammed mögen als Gesetzgeber und Heerführer mit Solon und Alexander zu vergleichen sein: als Religionsstifter haben sie vor beiden etwas voraus, was nicht nur überhaupt in eine andere, sondern bestimmt in eine höhere Sphäre gehört. Während alle anderen Heroen unseres Geschlechts das Göttliche in etwas Anderem, als es selbst ist, finden und darstellen: in Völkern und Staaten, Gedanken oder Liedern, Gestalten, Farben oder Tönen, nähert sich das religiöse Genie dem göttlichen Wesen als solchem selbst und bringt sein Verhältniß zum menschlichen Geiste unmittelbar zur Darstellung. In ihm sind die Fäden, welche sich hernach an die verschiedenen übrigen Richtungen austheilen, noch alle beisammen, und man kann in so fern sagen, daß in keinem andern Gebiete das göttliche Wesen so unmittelbar, concentrirt und energisch sich verwirkliche, als im religiösen; daß mithin von keinem in dem Sinne wie von diesem eine Menschwerdung Gottes in demselben ausgesagt werden könne." Allerdings bleibt auch für dieses höchste Gebiet der Satz bestehen, daß die Idee sich niemals in einem Individuum erschöpfe, sondern

in einer Reihe. Diese Reihen können zwar als aufsteigende betrachtet werden, allein jene Art der Idee verbietet, von irgend einer Erscheinung das non plus ultra zu behaupten. Ob nicht noch eine vollkommenere Darstellung der religiösen Idee als Christus durch einen Spätern kommen werde, wissen wir nicht. Nur das gibt Strauß zu, daß auf dem religiösen Gebiete die großen Individuen ungleich seltener, und die Zwischenperioden zwischen dem einen und dem andern weit länger sind, als auf jedem andern. Große Kriegshelden und Staatsmänner, Künstler und Philosophen, kehren in weit kürzeren Fristen wieder als die großen Figuren, welche dem religiösen Leben der Völker zum Anhalt dienen. Namentlich seit Christi Zeit scheint die Productivität auf diesem Felde ganz erloschen zu sein.

Zu diesem zweiten Zugeständniß, daß keine höhere Realisirung der religiösen Idee historisch nachweisbar sei, fügt Strauß endlich das dritte, bedingungsweise, daß, die Geschichtlichkeit des Johanneischen Christus zugegeben, auch keine höhere würde möglich werden, indem hier das begrifflich Höchste erreicht scheine. Die Menschwerdung Gottes, so argumentirt er, ist die fortgehende Verwirklichung der Einheit göttlicher und menschlicher Natur; da die Religion nun die innigste und höchste Form dieser Vereinigung bildet, nämlich die im unmittelbaren Selbstbewußtsein des Menschen, so wird derjenige das Höchste überhaupt zu Erreichende darstellen, der sich in seinem unmittelbaren Bewußtsein mit Gott eins weiß. Ueber diesen Punct kann nicht hinausgegangen werden, da er eben die Erreichung des Zieles selbst darstellt.

Damit wäre also der Standpunct gewonnen, von dem aus die Vorstellung, daß die religiöse Idee in einer Persönlichkeit in nicht weiter zu überbietender und damit in erschöpfender Weise sich ausgesprochen habe, möglich erscheint; aber wohlgemerkt nur möglich, nicht, wie Rosenkranz behauptet, nothwendig und wirklich. Denn daß die Idee sich auf diesem Gebiet in einem Individuum erschöpfen müsse, um zur wahrhaften Realität zu gelangen, sei nicht erwiesen und widerspreche der Analogie der niederen

Gebiete. Der Gottmensch ist darum nicht philosophisch zu deduciren, sondern muß historisch erwiesen werden. Sei das vierte Evangelium authentisch, so sei der Beweis, daß in Jesu sich die religiöse Idee auf absolute Weise realisirt habe, zu führen, da der Johanneische Christus eben jene Einheit mit Gott von sich aussage. Das Mögliche sei dann auch wirklich gewesen. An dieser historisch-kritischen Untersuchung hänge mithin die Frage, ob Jesus in einem Sinne, wie kein Anderer, menschgewordener Gott, Gottmensch heißen könne und müsse. Diese Frage aber sei historisch-kritisch zum Austrag zu bringen, eine andere Entscheidung über Thatfragen gebe es nicht.

Zum ersten Mal seit dem Erscheinen des Lebens Jesu von Strauß stoßen wir also hier auf eine Verhandlung, die nicht ganz ergebnißlos bleibt. Das historisch-kritische Urtheil über die Thatfrage wird zwar vorbehalten, aber wer sich erinnert, wie sehr Straußens Urtheil über die Geschichtlichkeit des Lebens Jesu mitbestimmt war von dem Vorurtheil, daß es zur Art der Idee gehöre, sich zahlloser Individuen als ihrer Werkzeuge zu bedienen und eher in den Vielen als innere Anschauung aufzugehn, als in einem Einzigen sich zu realisiren, der wird dieses Ergebniß, obwohl es nichts entschied, dennoch nicht bedeutungslos finden.

Strauß selbst hielt diesen Faden fest, in der Meinung, er könne ihm zum Rettungstau werden aus den Stürmen, in die er sein Lebensschifflein gesteuert hatte, denn bereits war er des Schriftstellerlebens müde und sehnte sich nach einem Wirkungskreis, nach einer Lehrthätigkeit; sein Dichten und Trachten ging nicht mehr darauf, seine Gegner zu vernichten, sondern darauf, ihnen zu beweisen, daß von seinem Standpuncte aus nicht nur Religion, sondern auch Theologie und Kirche möglich seien. Das war das geheime, wohl auch durch Zureden wohlgesinnter Freunde unterstützte Motiv, warum er gegen Hengstenberg eine so gemäßigte Sprache geführt und so läuft die Folge von Streitschriften, die mit der Massacrirung Steudel's begonnen, in ein höfliches Sendschreiben „an S. Hochwürden Herrn Dr. Ullmann" aus, dessen

Votum in den Studien und Kritiken[1] Strauß einige weitere Anknüpfungspuncte zu bieten schien. Zwar die Forderungen Ullmann's, Strauß hätte als Theologe zu keinen Resultaten kommen dürfen, die kirchlich unannehmbar seien, oder er hätte wenigstens durch Wahl der lateinischen Sprache diese Resultate dem Vorwitz der Laien entziehen müssen, oder auch, er habe seines kritischen Amtes mit Heiterkeit statt mit tiefem Schmerze gewartet u. dgl., stehen auf einer Höhe mit Forderungen, wie sie Steudel gestellt hatte. Sie werden auch von Strauß, trotz alles Friedensbedürfnisses, mit löblicher Festigkeit abgewiesen. Dennoch sind in der Fülle abwehrender Wendungen Ullmann's eine Menge von Zugeständnissen enthalten, die schärfer präcisirt, eine genügende Basis zu weiterer Verständigung abgeben konnten.

J. Müller und A. Neander hatten noch schlechtweg die Anwendbarkeit des Begriffs des Mythus auf die neutestamentliche Geschichte geläugnet. Es war das freilich um den Preis geschehen, daß sie unter Mythus etwas ganz anderes verstanden als Strauß, so daß dieser unwillig erwiderte: „Wer im Wald keine Bäume finden will, der darf nur bei sich feststellen, was ein Baum sei, müsse roth aussehen: dann findet er gewiß keinen außer hier und da im Herbst." Ullmann ist darin vorurtheilsfreier. Er gibt zu, daß in den neutestamentlichen Erzählungen sagenhafte Züge vorkommen. Auch Mythen, d. h. Darstellungen religiöser Wahrheiten in geschichtlicher Form lassen sich nachweisen, nur legt Ullmann großen Werth darauf, daß in den heidnischen ein physikalisches, in diesen ein ethisches Interesse vorwalte. Zwischen den Gelehrten nun, die das ganze Evangelium als historisch, und den andern, die es als mythisch ansehen, glaubt Ullmann in richtiger Weise zu vermitteln, wenn er annimmt, daß wir uns allerdings im neuen Testament auf historischem Boden befinden, nur nicht überall auf streng historischem, d. h. daß Sagen und Mythen auch in die neutestamentliche Geschichtserzählung eingedrungen seien. Auf der ersten Bank, die er so aufstellte, sollten die Buch-

[1] Jahrgang 1836, S. 777—816.

stabengläubigen sitzen, auf der zweiten Strauß, die dritte war ihm und seinen Freunden von der neuen Vermittlungstheologie, Tholuck, Lücke u. s. w. vorbehalten. Allein zum Schrecken des reinlichen Mannes erklärte Strauß, auf der zweiten Bank sitze überhaupt niemand, auch er habe neben Ullmann noch Platz. Daß die ganze evangelische Erzählung mythisch zu nehmen sei, habe er nirgends behauptet, sobald dagegen Ullmann „manches Volksmäßige, Unvollkommene, selbst Widersprechende und Sagenhafte" anerkenne, seien sie im Princip einig; wie man dann über jedes einzelne Stück abrechne, sei Sache der Einzeluntersuchung. Und ziemlich rücksichtslos braucht der Eindringling seine Ellbogen, um sein Plätzchen auf der Bank der anständigen Leute zu behaupten. Wendet Ullmann ihm ein, wie radical er die kirchlichen Zeugnisse für die Evangelien verdächtigt habe, so ist Strauß so frei, ihm in Erinnerung zu bringen: „Diejenige Richtung der jetzigen Theologie, zu welcher ich Euer Hochwürden wohl nicht mit Unrecht zähle, hat sich durch Läugnung der Aechtheit der Apokalypse, welche doch um kein Haar schlechter als die des vierten Evangeliums bezeugt ist, am bestimmtesten das Recht abgeschnitten, über Nichtachtung der äußeren Zeugnisse für die Evangelien sich zu beklagen."

Wenn Ullmann den Gegensatz zwischen sich und Strauß auf die Formel bringt, er habe einen kirchenbildenden Christus, Strauß eine Christus dichtende Kirche, so stellt Strauß auch hier zwischen die Thüre, die ihn aussperren soll, den Fuß. Im Gegentheil, erklärt er, auch er habe einen kirchenbildenden Christus, und da Ullmann bereits zugestanden, daß diese Kirche Sagen und Mythen über Christus producirt habe, so habe auch Ullmann eine Christus dichtende Kirche; in der Hauptsache also seien sie einig, denn wie der überlieferte Stoff zwischen beiden Factoren zu vertheilen sei, das sei eine Frage über ein Mehr oder Minder, keine Principienfrage.

In Betreff des Vorwurfs, daß er grundsätzlich der Einzelpersönlichkeit weniger zuweise als den allgemeinen Mächten der Geschichte darf Strauß an seine, Rosenkranz gegenüber, bereits

gemachten Zugeständnisse erinnern. Endlich aber weist er nach, daß das letzte Streitobject, das sie trennt, das Wunder, für ihn wenigstens kein Grund eines Kriegs auf Leben und Tod sein werde. Auch hier komme die Frage für ihn schließlich auf ein mehr oder weniger heraus. „Jesu Heilkraft, die wir uns durch die Analogien der magnetischen Kuren verdeutlichen mögen, gelangen Kuren, die als Wunder erscheinen mußten." So weit also die Macht des Geistes über die Natur reicht, so weit gibt Strauß die Wunder Jesu zu. „Von hier aus, sagt er, kann ich nicht allein für die Dämonenaustreibungen, sondern auch für die Heilung Gelähmter, Blinder u. s. w. mir eine mögliche Erklärung denken; ja selbst dessen würde ich mich nicht schlechthin weigern, zu glauben, daß die, auch in seinen Organismus ausgegossene höhere Kraft des religiösen Genius den äußerlich erloschenen, nur im Innern noch vor dem gänzlichen Verschwinden schwach fortglimmenden Lebensfunken in Todtgeglaubten wieder anzufachen im Stande sei. Nur aber von hier aus zu Einwirkungen auf Naturgegenstände, Kunstproducte, wie in der Wasserverwandlung, Brotvermehrung, ist ein solcher Sprung, hier verschwindet die wirkliche Erklärbarkeit so vollkommen, daß ich Ew. Hochwürden gestehe, wenn ich so etwas in mir zuließe, so wäre jede Schranke zwischen Glaublichem und Unglaublichem mir zerbrochen." Wenn nun aber Ullmann selbst, führt Strauß weiter aus, manches Auffallende an der Erzählung der Evangelien damit rechtfertige, daß in einer so großen Zeit, wie der der Bildung einer neuen Religion, vor der Begeisterung die Kritik und der historische Pragmatismus zurücktrete, so sei damit ja zugestanden, daß ein mythenbildender Factor, den man immerhin „Andacht und Liebe" nennen möge, bei der Entstehung der evangelischen Berichte gewaltet habe, dann aber liege es auch viel näher, denselben auf solche Geschichten zu erstrecken, als dieselben gegen alle Wahrscheinlichkeit für historisch zu halten. Daß dennoch diese Geschichte, wie Ullmann sich ausdrücke, „Wahrheit habe, selbst abgesehen von der Wirklichkeit", das sei ja just sein eigener

Standpunct. Ueberall handle es sich also zwischen ihm und Ullmann um relative Gegensätze. „Ew. Hochwürden selbst sind nicht gesonnen, einen entscheidenden Werth darauf zu legen, daß eben alle Züge der evangelischen Ueberlieferung der geschichtlichen Wirklichkeit vollkommen entsprechen sollten, sofern ja Sie selbst von der evangelischen Geschichte zugestehen, daß sie, wie nicht gewöhnliche, so auch „nicht strenge Geschichte" sei. „Nehmen wir nicht die künstlichsten Hypothesen zu Hülfe — bekennen Ew. Hochwürden —, so ist nicht darzuthun, daß nicht die Aussprüche Christi, wie sie die Evangelisten wiedergeben, sollten hie und da alterirt sein, und nicht den Erzählungen vom Leben des Erlösers, wenn sie längere Zeit von Mund zu Munde gingen, oder selbst von Augenzeugen erst nach Jahrzehnten aufgezeichnet wurden, manche Züge, die der Wirklichkeit nicht absolut entsprechen, sollten beigemischt worden sein." Auf diesem von Ullmann selbst angebotenen Boden erklärt Strauß sich bereit zu verhandeln. „Alles dreht sich um den Unterschied des Allgemeinen und Einzelnen, des Wesentlichen und Unwesentlichen, welcher seiner Natur nach ein äußerst schwankender ist. Im Allgemeinen soll die evangelische Geschichte historisch begründet sein, doch aber werden einzelne Bestandtheile als möglicherweise unhistorisch preisgegeben" — so bittet er auf Einzelverhandlungen mit ihm darüber einzutreten, welche Erzählungen der einen, welche der andern Kategorie angehören. Eine kühlere Natur als Neander war Ullmann klug genug, sich auf einen so gefährlichen Boden nicht locken zu lassen. Hatte er doch vor Augen, wie wenig Dank sich sein Berliner College mit diesem Versuch verdient hatte. So lenkte er die Discussion auf die Frage vom Verhältniß des Idealen zum Realen zurück. Immerhin gebührt Ullmann das Verdienst, das die liberale Theologie ihm hoch angerechnet hat, und an dem auch wir nicht markten wollen, daß, als alles sich zum „Zeugniß" drängte, er zuerst in anständigen Formen auf die mißliebige Frage wissenschaftlich eingegangen ist und damit den tumultuarischen Protesten Ruhe gebot.

Inzwischen hatte auch ein deutscher Gelehrter von kirchlicher

Vergangenheit, den Muth gefunden, sich ganz unumwunden für Strauß auszusprechen. Dieser Mann, den Strauß später mit unbilliger Härte behandelt hat, war der Leipziger Philosoph Professor Dr. C. H. Weiße, der mit allen Einseitigkeiten und Eigenwilligkeiten des Autodidacten doch auch die ehrliche Begeisterung und den Mannesmuth einer selbsteigenen Ueberzeugung verband. Wenige Monate nach dem Erscheinen des zweiten Bandes von Strauß hatte eine anonyme Recension des Buchs in den Blättern für literärische Unterhaltung wegen ihrer wesentlichen Zustimmung zu den Strauß'schen Voraussetzungen großes Aufsehen erregt[1]. Höchst unerwartet gab sich ein genauer Freund Tholuck's, Professor Weiße, in dessen Literarischem Anzeiger[2] als Verfasser zu erkennen. Tholuck hatte von Weiße ein Votum darüber verlangt, ob das Hegel'sche System mit Nothwendigkeit zu den religiösen Meinungen von David Strauß führe, und als Antwort erhielt er nicht nur das Geständniß, daß der, den er gegen Hegel anwerben wollte, schon von Strauß gewonnen sei, sondern Weiße entwickelt ihm nun auch in seinem eigenen Blatte, daß Strauß, falls man einmal Hegel'sche Principien zulasse, nur sage, was Consequenz und Aufrichtigkeit erforderten, der Name des Judas also auf ganz andere Leute passe als auf ihn. Wenn Hegel die alten Religionen, die eine wie die andere, als Entfaltungen der Idee gelten lasse, so habe man vom Standpunct des Systems keine Wahl, als entweder auch die Wunder des Hercules und Bacchus als wirklich geschehene gelten zu lassen, oder die des alten Testaments wie jene als Mythen zu betrachten. „Ist aber einmal das alte Testament der mythischen Ansicht anheimgefallen, so kann dieselbe auch von dem neuen auf die Länge nicht abgehalten werden." Auch daß der wesentliche Inhalt des Christenthums nicht als Geschichte, sondern als Philosophie gefaßt werde, entspreche ganz Hegel's Meinung. Aber über diese exegetische Frage hinaus, was Hegel's Ansicht gewesen, erstreckt Weiße seine

---

[1] Bl f. l. U. 1836. No. 61—65. — [2] 1836. No. 79.

Betrachtungen auf die Frage selbst, und da kann er denn seinem hochgeehrtesten Freunde nicht verhehlen, daß die Philosophie zum Wunderbegriff auch nach Schelling und Hegel noch immer in demselben Verhältniß stehe wie zuvor, als sie noch in der sogenannten „mechanischen Naturansicht" befangen gewesen. „Im Gegentheil wird die Abneigung des speculativen Naturbetrachters vor jeder Annahme einer äußerlichen Durchbrechung des gesetzmäßigen Naturlaufes um so größer sein als die eines Anhängers der mechanischen Ansicht, als er in jenen Gesetzen das eigentliche Selbst, die Substanz und den Begriff der Natur zu erkennen das Bewußtsein hat, die durch Durchbrechung der Gesetze völlig aufgehoben und vernichtet werden würde." Für das christliche Recht der Wunderläugnung beruft sich Weiße dabei schließlich auf das Wort Christi, daß er keine Wunder geben wolle, also wohl auch keine gegeben habe.

Die Leser des Literarischen Anzeigers waren über dieses Bileamstücklein, das ihrem Moabiterkönig angethan worden war, sehr entrüstet. Der Professor, den man gerufen hatte, um die Söhne Hegel's zu verfluchen, hatte sie gesegnet. Von mehreren Seiten wurde Tholuck vorgeworfen, er hätte einen solchen Aufsatz überhaupt nicht bringen dürfen, oder ihn wenigstens mit „streng rügenden Anmerkungen" begleiten müssen, die „in den stärksten Ausdrücken" die Solidarität des Blatts mit solchen Ansichten zurückwiesen. Tholuck war so vernünftig, dem zu erwiedern: starke Ausdrücke ohne starke Gründe reichten heut zu Tag nicht mehr hin, um Eindruck zu machen, seine Gründe gegen Strauß aber werde er in einer eigenen Schrift darlegen[1]. Inzwischen ließ er in seinem Anzeiger alle vier Facultäten „über die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte" zu Wort kommen und unter gleichem Titel erschien im Jahr 1837 die angekündigte Gegenschrift, in Betreff deren Strauß selbst bekennt, „daß er von dem hohen Pferde Tholuck'scher Vielseitigkeit herab, trotz seines

[1] Lit. Anz. 1836, Nr. 32.

bisweilen unsichern Tritts die eine und andere Belehrung empfangen habe". Es waren meist Anleitungen zu Fehlgriffen, wie sich unten zeigen wird.

Indessen führte auch Weiße seine Untersuchungen über diesen Gegenstand fort und 1838 erschien seine „Evangelische Geschichte", die der erste über Strauß hinausgehende Versuch war, auf Grund eines näher begründeten Urtheils über den Werth der Quellen Historisches und Unhistorisches zu sondern und eine positive Darstellung des Geschichtlichen zu geben. Im gleichen Jahre trat Gfrörer mit einem ähnlichen, noch viel weitschichtigeren Versuch hervor[1], und damit war die Wissenschaft auf die erneute Untersuchung der Erkenntnißquellen eingetreten, die allein das Ergebniß des Strauß'schen „ich weiß, daß ich nichts weiß" sein durfte und die durch die Tübinger Schule, wie wir an seinem Orte sehen werden, zu einer vollkommenen Umgestaltung der historischen Anschauungen von der Entstehung des Christenthums geführt hat.

Weniger theologisches Interesse hat die Fehde, in die Strauß damals mit Menzel, dem eben so anmaßenden als unwissenden Redacteur des Stuttgarter Literaturblatts gerieth, da dieses je und je auf Strauß Ausfälle gemacht und ihn denuncirt hatte, es sei bei seiner Kritik letztlich auf den Umsturz der Moral abgesehen. Formell ist Straußens Gegenschrift vielleicht die vollendetste, so daß Rümelin sie sogar über Lessings Antigöze stellt. Auch für die Literaturgeschichte bleibt sie eine Fundgrube gesunder Gesichtspunkte und vortrefflicher Bemerkungen. Menzels Rache war, daß er darauf zurückkam, auch Hengstenberg habe Strauß zum jungen Deutschland gerechnet, unter die Rehabilitatoren des Fleischs, als Einen, der die sittlichen Grundlagen des Christenthums zu demoliren strebe. So lang er sich darüber nicht erklärt, müsse er sich gefallen lassen, daß man ihn jenen Unreinen zuzähle, „wie denn überhaupt einige Ausdrücke Straußens auf eine Gemeinheit der

[1] Geschichte des Urchristenthums. Stuttg. 1838. 5. Bd.

Gesinnung schließen ließen, der man wahrscheinlich noch mehr zu verzeihen habe". Als sich ein Sturm von Entrüstung gegen diese Frechheiten erhob, beglückwünschte Hengstenberg den Mann, „der Uebles leide für die Sache Christi, dem aber dafür mancher deutsche Mann im Geiste die Hand drücke". „Weg von diesem Bilde der Schmach!" schließt Vischer seinen Bericht über diese Händel.

Ein ähnlich leichtgeschürzter Gegner trat in dem Berliner Licentiaten Bruno Bauer, Hegelianer der rechten Seite, Strauß gegenüber. Er wußte nicht nur die Möglichkeit, sondern gleich auch die Nothwendigkeit der Wunder nach Hegel zu erweisen, um später, zur Linken übergetreten, das Leben Jesu von Strauß eine apologetische Schwachheit, ein Buch vollkommener kritischer Nullität zu nennen. Strauß hat ihn damals nur ganz obenhin abgewandelt, da er keineswegs nach weiteren Verhandlungen Verlangen trug.

Die lange Reihe der Einwendungen, die Strauß in den Jahren 1837 und 38 beantworten mußte, hatten ihn doch genöthigt, rückwärts zu treten. Sowohl in Beantwortung der philosophischen Frage nach der Realität des Ideals als nach der Lage der Quellen für die Geschichte Jesu sehen wir die Verhandlungen in neue Bahnen einlenken. Aber viel zu früh will Strauß aus dieser noch keineswegs zu Ende geführten Discussion das Facit ziehen in einer neuen Bearbeitung seines Buchs. Theils der Wunsch, durch Zurücknahme des Anstößigen wieder zu einem theologischen Lehramt zu gelangen, theils das Bedürfniß, eine dritte Auflage des bereits wieder vergriffenen Werkes herzustellen, haben zu dieser voreiligen Frontveränderung geführt, die, als Strauß das Verfehlte des Versuchs bei ruhigerem Nachdenken einsah, ihn zum Widerruf nöthigte, eine Niederlage, die er sich selbst um so weniger verzeihen mochte, als sie theilweise durch jene äußerliche Rücksicht herbeigeführt worden war.

7. Die dritte Auflage.

Strauß hatte in den Verhandlungen mit Rosenkranz anerkannt, daß das Gottesbewußtsein des religiösen Genius in seiner intensivsten Stärke ein solches Ineinander des Göttlichen und Menschlichen darstelle, daß man berechtigt sei, von einem Sein Gottes in dem betreffenden Individuum zu reden und dieses als einen gottmenschlichen Offenbarungsträger zu verehren. Die Frage der philosophischen Möglichkeit eines Gottmenschen bestritt er mithin nicht länger, die Frage der geschichtlichen Wirklichkeit dagegen hing ihm wesentlich an der Authentie des vierten Evangeliums. Nun aber hatten der Reihe nach auch diejenigen Kritiker, denen Strauß volle Unparteilichkeit beimaß, sich für die johanneische Abfassung dieses Buchs ausgesprochen. Daß das von Hitzig mitgetheilte Collegheft von dieser Voraussetzung ausging, ersehen wir aus einem in Anlage mitgetheilten Votum Hitzig's, das die entgegengesetzte Annahme unter Straußen's früheren Extravaganzen aufzählt[1]. Baur verwahrte sich in seiner Erklärung gegen Hengstenberg[2] entschieden gegen die Verdächtigung, als ob er irgendwo und irgendwann die Aechtheit des Johanneischen Evangeliums angefochten habe und im Frühjahr 1837 hatte de Wette in seinem Commentar, ohne sich gegen die Zweifelsgründe zu verschließen, doch im letzten Resultat sich mehr für als wider die Aechtheit ausgesprochen. Unbefriedigend genug erklärte der Basler Kritiker in seiner Vorrede an Lücke, daß er in diesem Fall ein entscheidendes Urtheil nicht abzugeben wage. Damit stand Strauß, nachdem auch Bretschneider früher schon seine Einwendungen zurückgezogen hatte, in dieser Cardinalfrage ganz allein. Dem Beispiel der Vorgänger zu folgen war er zwar immer noch

[1] Beilage V, 2; S. 26. — [2] Tübing. Zeitschr. 1836, S. 201.

nicht geneigt, doch wollte er es auf einen Versuch ankommen lassen, wie sich die Untersuchung, die Aechtheit des Johannes vorausgesetzt, gestalte. Er bekennt in der Vorrede, daß ihm seine Zweifel an der Aechtheit und Glaubwürdigkeit dieses Evangeliums selbst wieder zweifelhaft geworden seien. „Nicht als ob ich von seiner Aechtheit überzeugt worden wäre: nur auch von seiner Unächtheit bin ich es nicht mehr. Unter den so eigenthümlich sich stoßenden und durchkreuzenden Merkmalen der Glaubwürdigkeit und des Unglaubhaften, der Nähe und Ferne von der Wahrheit, in diesem merkwürdigsten Evangelium, hatte ich bei der ersten Ausarbeitung meines Werkes mit einseitig polemischem Eifer einzig die, wie mir schien, vernachlässigte, ungünstige Seite hervorgehoben: unterdessen ist auch die andere Seite allmählig in mir zu ihrem Rechte gekommen; nur daß ich nicht im Stande bin, ihr, wie die jetzigen Theologen bis auf de Wette fast alle thun, die entgegengesetzten Beobachtungen ohne Weiteres zum Opfer zu bringen". Daß sein Buch so an Einheit verlieren müsse, verhehlt Strauß sich selbst nicht, und in der That mußte jetzt der Grundfehler des ganzen Unternehmens offenbar werden, ohne festes Urtheil in Betreff der Quellen über die Geschichtlichkeit ihres Inhalts urtheilen zu wollen. Bei Abfassung der ersten Auflage war Strauß doch wenigstens über das Negative mit sich einig, daß keines der Evangelien von einem Augenzeugen herrühre, daß mithin alle Erzählungen sagenhaft seien, denen erhebliche Instanzen gegenüberstehen. Jetzt glaubte er zwar immer noch nicht an die Augenzeugenschaft des vierten Evangelisten, aber die Skepsis an der Skepsis machte sein Urtheil zwiespältig.

Im Uebrigen hat man die Concessionen, die Strauß in der dritten Auflage gemacht haben soll, übertrieben. Die Complimente für den tiefen Gemüthsblick Neander's, der mit seiner selbstverläugnenden Wahrheitsliebe den unlautern Eifer des Herrn Hoffmann beschäme, die bittersüße Anerkennung des Treffenden in den Arbeiten von Kern und Tholuck, die Freude an Weiße's Werk und ähnliche Worte lassen weit größere Concessionen erwarten,

als das Buch wirklich gemacht hat. Für die gesammte Vorgeschichte, die Strauß nach wie vor als mythisch reclamirt, kommt die veränderte Stellung zu Johannes ohnehin nicht in Betracht. Seinen guten Willen dagegen, der Tradition gerecht zu werden, wo ihr keine positiven Schwierigkeiten entgegenstehen, erweist Strauß an der Lukaserzählung von Jesus im Tempel. Nachdem er, wie früher, die alttestamentlichen Vorbilder aufgezählt, aus denen er in der ersten Auflage die Entstehung der Sage abgeleitet, folgt jetzt die Concession, daß die Erhaltung solcher Kindheitsgeschichten aus dem Leben großer Männer doch nichts Seltenes sei und da Jesu Gemüthsverfassung auf eine ruhige und stetige Entwicklung deute, so füge sich die Erzählung einer solchen ersten Geistesprobe passend in diese ein, so daß die Kritik kein Recht habe, ihr die geschichtliche Geltung abzusprechen[1]. Wenn Strauß sich somit jetzt zur Regel macht, alle synoptischen Erzählungen, die von keiner wesentlichen Schwierigkeit gedrückt sind, anzuerkennen, ohne bestimmtere Wahrscheinlichkeitsbeweise für ihre Geschichtlichkeit zu verlangen, so macht er zum Zweiten das tiefer greifende Zugeständniß, daß auch Wundererzählungen nicht ohne Weiteres als sagenhaft zu betrachten seien. Die Aenderungen nach dieser Richtung entspringen wesentlich der Anwendung des relativen Wunderbegriffs, den Strauß im dritten Hefte der Streitschriften zugegeben hatte. In der ersten Auflage hatte Strauß alle Wunder verworfen und beispielsweise von den Blindenheilungen Jesu geurtheilt: „Ein Augenübel, es mag noch so leicht sein, wie es nicht ohne manchfache Vermittlung entstanden ist, so wird es noch weniger unmittelbar auf ein Wort oder eine Berührung hin weichen wollen, sondern es erfordert sehr complicirte, theils chirurgische, theils medizinische Behandlung, und so vornehmlich die Blindheit, wenn sie überhaupt heilbar ist". Ausdrücklich wurde betont, daß kein Beispiel einer magnetischen Kur von Leiden dieser Art vorliege, wie denn auch die Blindheit etwas

---

[1] L. J. 3. Aufl. S. 354.

vom Seelenleben so Unabhängiges sei, daß auch psychische Einwirkungen ausgeschlossen blieben. Im dritten Hefte der Streitschriften [1] ließ sich dagegen Strauß das Zugeständniß entwinden, daß Zeiten großer religiöser Umwälzungen von so unerhörten seelischen Aufregungen begleitet seien, daß sie fast in der Regel auch wunderbare Erlebnisse mit sich führten. Er selbst erinnert an die Visionäre unter den Camisarden, an die Wunder auf dem Grabe des heiligen Paris. „Zum Theil, sagt er, haben diese Vorfälle Aehnlichkeit mit den Erscheinungen des thierischen Magnetismus, wie die Dämonischen des Neuen Testaments mit den neuerlich beobachteten Besessenen. In allen diesen Fällen drehen sich die Erscheinungen hauptsächlich um zwei Punkte. Erstens ein erhöhtes Wirkungsvermögen sowohl der Seele auf den eigenen Leib als des einen Individuums auf den kranken Organismus des andern. Hiemit rücken die Heilungen Jesu, besonders die von Besessenen, Gelähmten in das Gebiet des auch sonst Geschehenen ein; und auch, was nicht eben so unmittelbar durch Analogien zu belegen ist, wie die Heilungen Aussätziger, eines Blindgebornen, läßt sich durch den Schluß a minori ad majus in der Art glaublich machen, daß, wenn bei einer verhältnißmäßig minder bedeutenden religiösen Aufregung jenes Leichtere, so bei der ohne Vergleichung größeren zu Jesu Zeit wohl auch das Schwerere möglich war; wobei es übrigens immer noch auf den Charakter der Erzählungen im Einzelnen ankommt, ob es wahrscheinlich ist, daß das an sich nicht Undenkbare auch wirklich in dem von der Relation angegebenen Falle geschehen sei". Damit hatte Strauß einen Wechsel auf sich selbst ausgestellt, der mit der Ausarbeitung einer neuen Auflage verfallen war. Man kann nicht sagen, daß er ihn voll ausbezahlt hätte; nur einige Anzahlungen hat er geleistet. Die Dämonenaustreibungen werden nunmehr zugegeben, doch mit dem Abzug, daß auch auf diesem Gebiete die Sage nicht ganz gefeiert, sondern den historischen auch unhistorische Züge hinzugefügt habe [2]. Die Heilungen Paralytischer

[1] S. 38. — [2] 3 Aufl. Bd. II, S. 55 56.

stellt er sich nach Analogie ähnlicher Erfolge bei großen Gemüthsbewegungen vor [1], den Blindenheilungen gegenüber erbietet er sich zum Glauben, sobald vollständigere Analogien aus dem Gebiete der magnetischen Kuren würden beigebracht sein [2], und den Heilungen der Aussätzigen verweigert er geradezu den Credit [3]. Bei allen übrigen Wundern kommt das Zugeständniß auf das Offenlassen der natürlichen Erklärung hinaus. Man wird den Gebrauch, den Strauß von seinem Glauben an magnetische Kuren macht, sogar noch einen discreten nennen müssen, wenn man gleichzeitige Aeußerungen gläubiger Theologen in dieser Beziehung vergleicht. So warf Tholuck die Frage auf [4], ob bei dem Erlöser vielleicht neben der psychischen Einwirkung auch materielle Ausströmungen der Heilkräfte stattfanden und in Tholucks literärischem Anzeiger [5] theilte ein Herr von Tucher, Vormund des vielberühmten Kaspar Hauser, die Erfahrungen mit, welche magnetische Kräfte er an dem Nürnberger Findling beobachtet habe, um horribile dictu aus der magnetischen Wirksamkeit des Nervengeists, Fluidums oder Aethers bei dem noch unschuldigen Kaspar Hauser auf die viel kräftigere Wirksamkeit der magnetischen Heilkraft bei dem vollkommen sündlosen Erlöser zu schließen! Zu streng darf man also Straußens Mißgriffe nicht beurtheilen.

Eigentlich verwirrend hat auch nicht diese Concession, sondern nur die veränderte Stellung zum vierten Evangelium eingegriffen. War die frühere Auffassung der Person Jesu eine unbestimmte gewesen, so ist sie jetzt eine zwischen verschiedenen Möglichkeiten schwankende und damit doppelt unbefriedigende. Ist Johannes glaubwürdig, so hat Jesus von sich ausgesagt, daß er vor Abraham, ja vor Schöpfung der Welt schon gewesen sei. Strauß kann diese Vorstellung nicht vollziehen und darum auch ihren In-

---

[1] Bd. II, 65. — [2] Bd. II, S. 87. — [3] S. 71 f. — [4] Vermischte Schriften, in dem Aufsatz: Die Wunder der kath. Kirche S. 83. — [5] Jahrgang 1840. S. 320.

halt nicht glauben. Aber angesichts des Johanneischen Zeugnisses meint er nun: „wir können nicht wissen, ob ein Gemüth von der religiösen Innigkeit Jesu die Gemeinschaft mit Gott, deren es sich bewußt war, nicht im Reflex der Phantasie als Erinnerung an ein früheres Sein bei Gott sich gestalten konnte?" In den früheren Ausgaben hatte Strauß selbst diese Annahme eine unzulässige Anklage auf Schwärmerei genannt, seine Concession an das vierte Evangelium besteht nun darin, daß er ihm zu lieb diese Hypothese zuläßt: „Psychologisch scheint ein solches Bewußtsein um so leichter in Jesu sich haben bilden zu können, wenn geschichtlich ähnliche Vorstellungen vom Messias gegeben waren". Beispiele solcher werden denn aus Daniel und den Apokryphen in Menge beigebracht, allein da Strauß sie alle dazu verwendet, nicht die wirkliche Präexistenz Jesu zu beweisen, sondern aus ihnen das Entstehen der fixen Idee Jesu, präexistirt zu haben, zu erklären, so ist es fast naiv, wenn er meint, diese Anschauung würde den Frommen tröstlicher sein als seine frühere Meinung, die den präexistenten Christus einfach als ein Theologoumenon des vierten Evangelisten gefaßt hatte. Es ist, als ob er an einem recht schlagenden Beispiel hätte zeigen wollen, daß die mythische Auffassung mancher evangelischen Berichte der Würde Christi gerechter werde als die historische. Noch übler wird uns zu Muth, wenn Jesus die unerbaulichen persönlichen Verhältnisse der Samariterin am Brunnen auf dem Wege des Fernempfindens und Hellsehens (eine solche Gabe, schaltet Strauß ein, ist unläugbar schon bei Somnambülen beobachtet worden[1]) möglicherweise soll gewußt haben können, obwohl er selbst wünscht, solche krankhafte Fähigkeiten der gesunden Erscheinung Jesu lieber fern halten zu dürfen. Den weiteren Anstoß, daß der Christus des Johannes hier der ersten besten Frau Samariens das Geheimniß seiner Messianität offenbart, das er bei den Synoptikern in Galiläa sorgsam hütet, versucht Strauß aus der geringeren Gefahr zu begreifen, der eine solche

[1] S. 579.

Mittheilung in Samarien sich aussetzte, und der prophetische Ausblick auf die spätere samarische Kirche braucht nicht gerade ein vaticinium post eventum zu sein, da Jesus, nach seiner Kenntniß der Bewohner, immerhin eine solche optimistische Vorhersagung wagen durfte. Endlich, der allgemeine Widerspruch dieser samaritanischen Wirksamkeit mit dem synoptischen Verbot an die Jünger, der Samariter Städte zu betreten, wird mit der Neander'schen Auskunft gehoben, daß die Jünger zu der dortigen Wirksamkeit noch zu ungeschickt gewesen seien, weßhalb Jesus sich selbst den Verkehr mit den Samaritern vorbehalten habe. Sehen wir so Strauß durch den Versuch, das vierte Evangelium als historische Quelle zu verwerthen, zu denselben unwahrscheinlichen Annahmen und aus der Luft gegriffenen Voraussetzungen gezwungen, die er an der Theologie seiner Zeit mit so gutem Rechte gezüchtigt hatte, so fehlen in Consequenz des gleichen Mißgriffs selbst harmonistische Ausgleichungsversuche nicht, nur daß er, geschmackvoller als andere, in Johannes den historischen Kern zu finden meint, der sich in den synoptischen Relationen in verschiedene Zweige auseinandergelegt habe [1].

Sollte das vierte Evangelium glaubwürdig sein, so mußte man ihm natürlich auch etwas glauben, allein Strauß hätte an der Künstlichkeit dieser Resultate sehen müssen, daß er sich in eine falsche Bahn hatte drängen lassen. Dieses Weichen war ein Unrecht, das er sich selbst anthat. Bei der nächsten Bearbeitung nahm er auch alle diese Zugeständnisse wieder zurück: „Die sich durchkreuzenden Stimmen der Gegner, Beurtheiler und Mitarbeiter, nach denen aufmerksam hinzuhören ich mir zur Pflicht machte, hatten die Idee des Werks in mir übertäubt; über dem emsigen Vergleichen abweichender Ansichten hatte ich die Sache selbst aus dem Gesicht verloren. Daher fanden sich, wie ich in gesammelterer Stimmung diese Ueberarbeitung wieder durchsah, Aenderungen,

[1] So die Entwicklung der Geschichten von Martha und Maria, der salbenden Frau, der Ehebrecherin. S. 786 f.

über die ich mich wundern mußte und durch die ich offenbar mir selbst Unrecht gethan hatte. In allen diesen Stellen sind jetzt die früheren Lesarten hergestellt, und hat somit, wenn man will, meine Arbeit bei dieser neuen Auflage vornehmlich darin bestanden, die Scharten, die in mein gutes Schwert nicht sowohl der Feind gehauen, als ich selbst hineingeschliffen hatte, wieder auszuwetzen".

So wenig man mithin Ursache hat, sich der Nachgiebigkeit Straußens in der kritischen Frage zu freuen, um so anerkennenswerther sind seine Zugeständnisse in Betreff der Dignität der Person Christi. Die Schlußabhandlung läuft jetzt nicht mehr auf die schreiende Dissonanz zwischen Begriff und Vorstellung hinaus, die den, der die Religion begriffen hat, nöthigt, der Verkündigung der Vorstellung zu entsagen, sondern Strauß gibt zu, daß dem Stifter einer Religion auch eine historische Würde innewohne, in der das Ideale geschichtlich geworden sei. Er hält in dieser Beziehung an dem Hegel'schen Satze fest, an der Spitze aller Handlungen stehen Individuen. „Insbesondere, sagt er, auf dem Felde der Religion sind, wenigstens innerhalb des monotheistischen Gebietes, sonst alle neuen Epochen und eigenthümlichen Gestaltungen an hervorragende Persönlichkeiten geknüpft: nur das Christenthum sollte eine Ausnahme von diesem Typus machen? Die gewaltigste geistige Schöpfung ohne nachweisbaren Urheber nur das Ergebniß des Zusammenstoßes zerstreuter Kräfte und Ursachen sein?" — Die nächste Consequenz dieser Reflexion für die in Rede stehende Frage ist, daß Jesus in die Kategorie der hochbegabten Individuen eintritt, welche auf den verschiedenen Lebensgebieten die Entwicklung des Geistes in der Menschheit zu höheren Stufen zu erheben berufen sind. Damit wäre nun zunächst Jesus auf eine Bank mit Napoleon und Cäsar, mit Raphael und Mozart gesetzt, doch die Erwägung führt weiter. Unter den verschiedenen Geistesgebieten steht die Religion nicht etwa nur unbestimmt als vornehmstes obenan, sondern sie verhält sich wie der Mittelpunkt zum Umkreise, sofern in der Religion allein der

göttliche Geist dem menschlichen im unmittelbaren Selbstbewußtsein nahe tritt, während er auf allen andern Gebieten vermittelt ist, sei es durch Gedanken, sei es durch Bilder, Farben, Töne u. s. w. In Folge dessen kann vom Religionsstifter in ganz anderem Sinne als selbst vom Dichter und Philosophen gesagt werden, daß Gott sich in ihm offenbare. Im Kreise der Religionsstifter überragt dann wieder Christus alle sonst Dagewesenen und daß diejenige Höhe des Gottesbewußtseins, die sich in Jesu offenbarte, auch künftig nicht wird übertroffen werden, wird nicht nur durch eine Vergleichung der übrigen Religionen mit der Christi wahrscheinlich gemacht, sondern auch mit den Gründen, die wir schon aus den Verhandlungen mit Rosenkranz kennen, a priori erwiesen. Ueber das Ziel hinaus gibt es keine weitere Entwicklung; da nun das Ziel der Religion, die Vereinigung des menschlichen und göttlichen Bewußtseins, in Christo erreicht war, so ist über ihn überhaupt nicht hinaus zu gelangen. So kommt Strauß, indem er synoptische wie johanneische Selbstaussagen Christi, das Zeugniß der Geschichte und die Forderung der Speculation, daß an der Spitze jeder Entwicklung eine Person stehe, zusammenzählt, zu folgender Definition der Würde Christi: „Mit Beiseitestellung der Begriffe von Unsündlichkeit und schlechthiniger Vollkommenheit als unvollziehbarer, fassen wir Christum als denjenigen, in dessen Selbstbewußtsein die Einheit des Göttlichen und Menschlichen zuerst und mit einer Energie aufgetreten ist, welche in dem ganzen Umfange seines Gemüthes und Lebens alle Hemmungen dieser Einheit bis zum verschwindenden Minimum zurückdrängte, der insofern einzig und unerreicht in der Weltgeschichte steht, ohne daß jedoch das von ihm zuerst errungene und ausgesprochene religiöse Bewußtsein sich im Einzelnen der Läuterung und Weiterbildung durch die fortschreitende Entwicklung des menschlichen Geistes entziehen dürfte".

Die Schranke von Strauß bleibt freilich auch hier, daß dieser ganze Christus ein wesentlich a priori construirtes Gedankenbild ist. Die Hegel'sche Schule hatte ihn gewöhnt, auch in der

Geschichte in Kategorien, statt in Thatsachen zu denken und die Personen auf Formeln zu bringen. Eine „bis auf ein Minimum der Hemmung zu Stande gekommene Gotteinheit" ist aber ein zu abstrakter Begriff, um für irgend einen religiösen Menschen etwas Erwärmendes zu haben. Eine liebevoll eingehende Interpretation der von Strauß nie bestrittenen ächten Worte Jesu hätte erlaubt, ein ungleich concreteres Bild vom Selbstbewußtsein Jesu zu zeichnen als es dieser vage Ausdruck enthält und ein solches aus der wissenschaftlichen Analyse der Bergrede emporsteigendes Bild Christi hätte die directe Sonnenwärme des Evangeliums ausstrahlen lassen, während es so bei dem kalten Mondlicht der Reflexion verblieb. Diese halb widerwillige Annahme der johanneischen Zeugnisse, der wunderfreien Erzählungen und derjenigen Wunder, die sich nach der Analogie der somnambülen und magnetischen Kuren des Doctors von Weinsperg begreifen, konnte dagegen niemanden erwärmen und niemanden versöhnen.

Genützt haben dem Verfasser zudem diese Concessionen gar nichts. Es ist die Praxis der Männer der Kirche zu allen Zeiten gewesen, die Ketzer erst zum Widerruf zu verführen, um sie dann, nachdem sie um ihre Popularität betrogen sind, um so bequemer zu vernichten. Als der Streit um Straußens Berufung nach Zürich begann, nahm von seinen Zugeständissen niemand Act, er blieb für die Züricher Geistlichkeit der Christusläugner, als dann aber die Gefahr vorbei war, wurde er höhnisch auf seinen eigenen Widerruf verwiesen, durch den er sich selbst widerlegt habe. Sogar die deutschen Vermittlungstheologen, deren Höflichkeit mehr den Zweck gehabt hatte, sich vortheilhaft von Hengstenberg zu unterscheiden, als Strauß die Hand zur Verständigung zu bieten, nahmen seine Zugeständnisse mit unverhohlener Ironie entgegen. Sie spotteten, daß die früher helle Stimme des Kritikers anfange zu mutiren, daß aus dem deutlichen Nein, ein gebrochenes Ja-Nein geworden sei[1]; Tholuck höhnte sogar, ein Mann, der in

[1] Tholuck im Lit. Anzeiger 1838, S. 632

solchem Grade aus der Kaltblütigkeit Profession mache wie Strauß, hätte seine Gegner nicht nach dem Maße ihrer Artigkeit gegen ihn abschätzen sollen. Zur Sache selbst bemerkt er im Namen eben derjenigen Gruppe, auf deren linker Seite Strauß ein Plätzchen für sich gesucht hatte, daß sie sich zwar durch seine Zugeständnisse von der Stärke ihrer Gründe überzeugt hätten, (wahrlich ruft Tholuck aus, welche Macht der Geschichte, die der Wunderscheu eines solchen Mannes, solche Zugeständnisse abgepreßt hat!) aber zu der Dauerhaftigkeit seiner Bekehrung vermöchten sie sich kein rechtes Herz zu fassen. „Diese Zugeständnisse sind so unfreiwillig, sind so abgedrungen, daß möglicherweise der Tag kommen könnte, wo nochmals der Zweifel an dem Zweifel sich hervordrängt". „Nur dann könnte sein Werk ein wesentlich anderes und damit auch die Polemik gegen ihn eine wesenlich andere werden, wenn er entweder auf der einen Seite die Selbstverläugnung hätte, die Aechtheit eines Evangeliums mit Zuversicht anzuerkennen, oder auf der andern Seite jene Voraussetzung von der wesentlichen Gleichartigkeit alles Geschehens, die nicht sowohl eine Voraussetzung seiner Philosophie, als seines fleischlichen natürlichen Menschen ist, aufzugeben[1]". Der Dank für sein Entgegenkommen war somit, daß man ihm den Stuhl jetzt um so rücksichtsloser vor die Thüre setzte.

Strauß hat es später mit der Uebereilung dieser dritten Auflage nicht leicht genommen. Aber es ist schlimm, wenn Männer wie dieser das Gleichgewicht verlieren. Der erste falsche Schritt zog sofort einige weitere nach sich.

---

[1] Lit. Anz. 1838. S. 616 f.

Viertes Buch.

Die Heimkehr nach Zürich.